

### **Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften / Reihe A, Soziologische Hefte ; 1. Jahrgang, Heft 3**

Eckert, Christian (Ed.); Lindemann, Hugo (Ed.); Scheler, Max (Ed.); Wiese, Leopold von (Ed.)

Veröffentlichungsversion / Published Version  
Sammelwerk / collection

**Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:**  
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln

#### **Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Eckert, C., Lindemann, H., Scheler, M., & Wiese, L. v. (Hrsg.). (1921). *Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften / Reihe A, Soziologische Hefte ; 1. Jahrgang, Heft 3*. München: Duncker & Humblot. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-89532-4>

#### **Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter der CC0 1.0 Universal Lizenz (Public Domain Dedication) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskunft zu dieser CC-Lizenz finden Sie hier: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.de>

#### **Terms of use:**

This document is made available under the CC0 1.0 Universal Licence (Public Domain Dedication). For more information see: <https://creativecommons.org/publicdomain/zero/1.0/deed.en>

1. JAHRG.

HEFT 3

KÖLNER  
VIERTELJAHRSHEFTE FÜR  
SOZIALWISSENSCHAFTEN

---

ZEITSCHRIFT DES FORSCHUNGSINSTITUTS  
FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN IN KÖLN  
HERAUSGEGEBEN VON DEN DIREKTOREN DES INSTITUTS  
CHRISTIAN ECKERT / HUGO LINDEMANN  
MAX SCHELER UND LEOPOLD VON WIESE

---

REIHE A: SOZIOLOGISCHE HEFTE



---

LAG VON DUNCKER & HUMBLLOT / MÜNCHEN UND LEIPZIG  
1921



Alle Rechte vorbehalten.

Altenburg  
Pierersche Hofbuchdruckerei  
Stephan Geibel & Co.



# Inhaltsübersicht.

Seite

## I. Allgemeiner Teil.

Die Stellung der Entwicklungsökonomie und Menschenökonomie im System der Wissenschaften. Von Dr. Rudolf Goldscheid, Wien . . . . . 5

Zur Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft. Von Dr. Ludwig Stephinger, a. o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Tübingen . . . . . 16

Soziologie des Erkennens. (Bemerkungen zu Max Schelers Aufsatz „Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgabe einer Soziologie der Erkenntnis.“) Von Dr. Wilhelm Jerusalem, a. o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Wien . . . . . 28

Zu W. Jerusalems „Bemerkungen“. Von Dr. Max Scheler, o. Professor der Philosophie und Soziologie an der Universität Köln. . . . . 35

Zur Frage der Klassenbildung. Von Dr. Paul Mombert, a. o. Professor der Volkswirtschaftslehre an der Universität Freiburg i. Br. . . . . 40

## II. Spezieller Teil: Archiv für Beziehungslehre.

Skizze einer allgemeinen Gruppenlehre (Auszug aus dem Entwurfe eines Systems der Soziologie). Nach hinterlassenen Aufzeichnungen des verstorbenen Prof. Dr. Willy Wygodzinski (Bonn) bearbeitet von Hildegard Steinberg-Wygodzinski, stud. rer. pol. . . . . 45

Über die Natur gesellschaftlicher Beziehungen. Von Dr. Franz Eulenburg, Professor an der Handelshochschule Berlin. . . . . 54

Das Psychische in den gesellschaftlichen Beziehungen. (Bemerkungen zu Eulenburgs

1\*



Aufsatz „Über die Natur gesellschaftlicher Beziehungen“.)  
 Von Dr. Leopold v. Wiese, o. Professor der wirtsch.  
 Staatswissenschaften und Soziologie an der Universität  
 Köln . . . . . 66

Zur Bezeichnung der Gegenseitigkeit  
 im Deutschen. Von Dr. H. L. Stoltenberg,  
 Berlin . . . . . 74

### III. Literaturbesprechungen.

Stoltenberg, Hans Lorenz, Soziopsychologie  
 (v. Wiese) . . . . . 79

Worms, René, La Sociologie, Sa Nature, Son Contenu,  
 Ses Attaches (v. Wiese) . . . . . 81

Mac Dougall, The Group mind (v. Wiese). . . . . 87

Ross, Edward A., The Principles of Sociology (v. Wiese) 91

Levy-Brühl, Das Denken der Naturvölker (herausg.  
 in deutscher Übers. v. W. Jerusalem) (Privatdozent Dr.  
 Haas-Köln). . . . . 95

Schmid, Ferdinand, Statistik und Soziologie (Dr.  
 Klersch-Köln) . . . . . 96

Lederer, Soziologische Probleme der Gegenwart (Dr.  
 Vleugels-Köln) . . . . . 98

### IV. Chronik.

Internationaler soziologischer Kongreß zu Turin vom  
 9. bis 16. Oktober 1921 . . . . . 100

Soziologie in Frankreich . . . . . 100

Nachrichten von deutschen Hochschulen . . . . . 102

Aus fremdsprachigen Zeitschriften . . . . . 105

## I. Allgemeiner Teil.

### Die Stellung der Entwicklungsökonomie und Menschenökonomie im System der Wissenschaften.

Von  
Rudolf Goldscheid.

Vor zwei Grundfragen sieht sich die wissenschaftliche Selbstbesinnung unabweisbar gestellt: Wir müssen uns klar werden über die Voraussetzungen der Möglichkeit geordneter Erfahrung, wie über die Voraussetzungen möglichst geordneter Erfahrung. Indem wir der ersteren Untersuchung nachgehen, beschreiten wir den Weg, den Kant uns in seiner Kritik der reinen Vernunft gewiesen; indem wir uns mit dem letzteren Problem beschäftigen, folgen wir den Spuren Machs.

In beiden Fällen jedoch bildet der Ordnungsbegriff den gemeinsamen Orientierungspunkt unserer Betrachtung. Wir streben Ordnung an, um uns zu orientieren, und wir wollen uns orientieren, weil Bedürfnisse in uns wirksam sind, die nach Befriedigung drängen, weil unsere Konstitution so beschaffen ist, daß wir unausgesetzt genötigt sind, Wahlentscheidungen zu treffen.

Paradox ausgedrückt, müssen wir wollen — ob wir wollen oder nicht. Auch Erkenntnis ist Stellungnahme. Wir können nicht erkennen, ohne uns eine Aufgabe zu setzen. Irgendeine bestimmte Einstellung geht also aller Erkenntnis voraus, liegt aller Erkenntnis zugrunde. Damit ist aber bereits der untrennbare Zusammenhang von Erkennen und Werten gegeben. Unser Wahrnehmen, unser Erleben, unser Denken würde sich nie zur Erkenntnis gestaltet haben, wenn wir uns nicht veranlaßt gesehen hätten, der Erkenntnis einen immer höheren Wert beizulegen. Wir mußten so die längste Zeit hindurch, wenn auch ganz naiv, Wertkritik geübt haben, bevor wir dazu reifen konnten, bewußte Erkenntniskritik zu treiben.

Sind wir aber nun so weit, den Wert der Erkenntnis und damit den Wert der Wissenschaft zu begreifen, wissen wir, warum wir der Erkenntnis, warum wir der Wissenschaft einen so hohen Wert bei-

messen, vermögen wir anzugeben, welches die Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis sind, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit geordnete Erfahrung zustandekommen kann, so erschließt sich uns in dieser Einsicht sowohl die fundamentale Bedeutung des Ordnungswillens, wie die ganze Tiefe des Problems, auf Grund welcher Kriterien wir die eine Gestaltung des Gegebenen als Ordnung, die andere als Unordnung beurteilen.

Als das ausschlaggebende Kriterium in dieser Hinsicht galt seit altersher der Satz der Identität und des Widerspruchs. Wir kontrollierten alle unsere Aussagen an den Gesetzen der Logik und glaubten an diesen einen absolut sicheren Prüfstein ihrer Gültigkeit zu haben. Im weiteren Verlauf lernten wir unsere Aussagen auch immer sorgsamer mit der Beobachtung und Erfahrung vergleichen und schufen uns mit der quantitativen Methode der Mathematik ein stetig feiner ausgestaltetes Hilfsmittel der Vergleichung von Aussage und Erfahrung.

Aber schließlich zeigte es sich, daß wir noch zu einem weiteren Kriterium greifen müssen, um die Gültigkeitsgrenzen unserer wissenschaftlichen Aussagen möglichst genau zu bestimmen. Dieses Kriterium fanden wir am Ökonomieprinzip. In der theoretischen Physik, in jener Wissenschaft also, die gegenwärtig unbestritten das höchste Maß von Exaktheit erreicht hat, stellen sich ihre angesehensten Vertreter heute fast durchweg auf den Standpunkt, daß es uns unmöglich ist, die Realität an sich zu erfassen, sondern daß das Äußerste, was wir zu leisten vermögen, darin besteht, zu einem Zeichensystem zu gelangen, das uns die ökonomischste Beschreibung der Erlebnisdaten gestattet, das uns zu immer größerer Annäherung an das in seiner Realität letztlich Unerforschbare befähigt. Die Beschränkung auf einen derartigen ökonomischen Phänomenalismus, das ist die Kardinalforderung der derzeit in ihrer Exaktheit vorgeschrittensten Wissenschaft.

Halten wir uns dies Moment jedoch in seiner vollen Wirkungsweite vor Augen, so müssen wir uns mit dem Ökonomieprinzip in weit gründlicherer Weise auseinandersetzen, als dies bisher geschehen ist, und werden uns hierbei schließlich genötigt sehen, auch ganz wesentlich über das hinauszugehen, was uns Mach in seiner genialen Konzeption der Denkökonomie gegeben hat.

Vor allem ist es von größter Wichtigkeit, sich mit voller Klarheit zu Bewußtsein zu bringen, daß im Ökonomieprinzip das Wertmoment implizite bereits drin liegt. Wir können nicht von Ökonomie sprechen, ohne den Wert vorauszusetzen. Nicht minder essentiell



ist jedoch die Tatsache, daß, weil wir unserer Konstitution gemäß wertende Wesen sein müssen, wir auch genötigt sind, zur Wertvergleichung und Wertmessung fortzuschreiten, d. h. aber, daß wir alle unsere Aussagen der Kategorie des Ökonomischen unterordnen müssen. Unter Hinweis auf diese Tatsache stellte ich schon im Jahre 1914 die Behauptung auf, daß man in das innerste Wesen der Organismen aufs tiefste erst eindringt, wenn man sie als Ökonomismen zu begreifen sucht <sup>1)</sup>.

Die Kategorie des Ökonomischen ist älter als die des Logischen. Das Ökonomische kann man geradezu als das Ur-Apriori bezeichnen. Unsere gesamte Erfahrung war schon vom Ökonomieprinzip beherrscht, lange bevor wir logisch zu denken, ja überhaupt zu denken vermochten. Aus der Ökonomisierungstendenz hat sich vielmehr erst das Denkvermögen entwickelt. Gewiß, zu Bewußtsein konnte uns das Ökonomieprinzip erst gelangen, als es in den logischen Kategorien seinen rationalen Überbau erhalten hatte, aber funktionell bildet es deren Mutterboden, weshalb das Denken notwendig wurzellos wird, wenn wir uns nicht stets dessen erinnern, daß unser Denkorgan das Denkorganeines Ökonomismus ist.

Was heißt das aber: die Organismen sind Ökonomismen? Damit soll zum Ausdruck gebracht werden: die Grundtendenz alles Lebendigen geht dahin, alles Gegebene im Sinne seiner Erhaltung zu verwerten. Indem es dies aber anstrebt, muß es notwendig danach trachten, mit einem immer geringeren Kraftaufwand einen immer größeren Nutzeffekt zu erzielen, d. h. aber, es muß möglichst ökonomisch zu funktionieren suchen.

Leben bedeutet Wollen, und der tiefste Sinn des Wollens ist Wählenkönnen. An unserer Wahlfreieit darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß sie zugleich Wahlwang ist. Ja, dies ist sogar das Charakteristischste unserer Wesensart: daß wir nicht nur wählen können, sondern auch wählen müssen. Wir sind also doppelt nezessitiert. Nezessitiert dadurch, daß wir gemäß unserer Konstitution wählen müssen, und nezessitiert zugleich nach der Richtung, daß wir nicht die Wahl haben, ob wir wählen wollen oder nicht. Je mehr unser gesamtes Funktionieren deshalb von Bewußtsein begleitet wird, desto bewußter wird auch unser Wählen, und desto deutlicher erkennen wir schließlich, daß unser letzter innerer Zwang darin

<sup>1)</sup> Vgl. R. Goldscheid, „Die Organismen als Ökonomismen“ in der Festschrift für Wilhelm Jerusalem, Wien 1914. Später abgedruckt in meinem Buch „Grundfragen des Menschenschicksals“, Wien-Leipzig, E. P. Tal & Co., 1920.

besteht, daß wir uns zu sagen genötigt sind: soll vernünftiges Wählen überhaupt möglich werden, so muß eine R a n g o r d n u n g der Werte vorhanden sein, die durchaus am Ökonomieprinzip orientiert ist, welches ebenso den spiritus rector unseres Lebens wie unseres Erlebens, unseres Logos wie unseres Ethos darstellt.

Die Erlebnisgesetzlichkeit und die Lebensgesetzlichkeit weisen wechselseitig immer wieder aufeinander zurück. Das treibende Moment unserer gesamten Aktivität, das formende Agens des Funktionalkomplexes, der uns konstituiert, ist unsere Wertungsanlage, die aus unserer Bedürftigkeit hervorgeht. Daß es so etwas wie Wissenschaft gibt, daß wir nach systematischer Erkenntnis streben, auf ein System der Wissenschaften hinarbeiten, hat in unserer Bedürftigkeit, in dem Wahlzwang, dem wir ihretwegen ständig unterworfen sind, seinen Grund, d. h. aber darin, daß wir auf die uns treffenden Reize verschieden reagieren und diese verschieden bewerten.

Weil unser Verlangen nach Wissenschaft, unsere Forderung nach einem System der Wissenschaften sich auf unbewußten oder bewußten Wertungen aufbaut, stellt jede Erkenntnistheorie, die strengster, wertkritischer Orientierung entbehrt und in letzter Linie nicht in Willenskritik mündet, eine unvollkommene Abstraktion dar <sup>1)</sup>.

Es ist so auch durchaus kein Zufall, daß die Nationalökonomie, welche die erste Sozialwissenschaft war, die feinere Durchbildung erhielt, sich vor allem bemühte, ihren Untersuchungen eine möglichst einheitliche Werttheorie zugrunde zu legen. Diese Werttheorie hatte freilich zunächst einen recht apokryphen Charakter, was nicht gut anders sein konnte, solange die Nationalökonomie sich noch nicht als Zweig der Soziologie erkannte. Die zwei hauptsächlichen nationalökonomischen Werttheorien, die Arbeitswerttheorie und die Grenznutzentheorie, die sich bisher aufs heftigste bekämpfen, sind aber gleicherweise einseitig, indem die erstere das Problem des Nutzeffekts ebenso außer acht läßt, wie die letztere das Problem des Arbeitsaufwandes. Es ist aber sicher, daß diese beiden Momente aufs sorgsamste in ihren wechselseitigen Beziehungen erforscht werden müssen, weil alle werttheoretischen Aussagen letztlich ebenso der Kategorie des Ökonomischen unterliegen, wie unsere gesamte funktionelle Konstitution überhaupt.

Das Ökonomieprinzip, die unserem Wesen immanente Ökonomisierungstendenz setzt sich eben aus den zwei Komponenten des

<sup>1)</sup> Vgl. R. Goldscheid, „Grundlinien zu einer Kritik der Willenskraft“, Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag, 1905.

Arbeitsaufwandes und des Nutzeffektes zusammen, die eine untrennbare Einheit bilden. Dies zeigt sich besonders an dem bisher weitaus zu wenig beachteten Faktum, daß Arbeitsaufwand und Nutzeffekt genau genommen, vertauschbare Begriffe sind. Es hängt nur von unserer Einstellung und damit also schließlich von unserem Werten ab, welchen Ast des Geschehens wir als Arbeitsaufwand und welchen wir als Nutzeffekt bezeichnen. Diese unbestreitbare Erscheinung gibt von vornherein der Nutzwerttheorie das Übergewicht. Nichtsdestoweniger ist aber ebenso gewiß, daß der Arbeitswerttheorie wieder die größte Bedeutung zukommt, weil wir nicht daran zweifeln können, daß alles Geschehen einen Arbeitsprozeß darstellt, daß ohne Arbeit nichts zu entstehen und nichts zu vergehen vermag.

Nun wissen wir weiter, daß wir uns als Teil eines größeren Ganzen betrachten müssen, und daß deshalb der soziale Gesichtspunkt unabweisbar ist, sollen wir uns in vollem Maße auch nur des Wesens unserer Individualität bewußt werden können. Nach dieser Richtung hat aber die Arbeitswerttheorie früher eine exaktere Gestaltung erfahren als die Nutzwerttheorie, indem sie die Feststellung des Arbeitswertes unter Bezugnahme auf das Prinzip der gesellschaftlich notwendigen Arbeit versuchte. Die Nutzwerttheorie hingegen blieb mehr oder weniger in individualistischer Einstellung befangen. Aus dieser Enge suchte ich sie durch die von mir geschaffene Entwicklungswerttheorie zu befreien, die, abgesehen von ihrer sonstigen prinzipiellen Eigenart, vor allem der Einsicht Rechnung trug, daß die Nationalökonomie nur als Zweig der Soziologie zu streng wissenschaftlicher Ausgestaltung gelangen kann <sup>1)</sup>.

Die Entwicklungswerttheorie hat insofern nähere Verwandtschaft mit der Grenznutzentheorie als ihren Ausgangspunkt gleichfalls die menschlichen Bedürfnisse bilden; aber sie erweitert die individualistisch fundierte Grenznutzentheorie, indem sie von den gesellschaftlich notwendigen Bedürfnissen ausgeht, d. h. aber, von den gesellschaftlichen Erfordernissen, die nur ermittelbar sind, wenn man das Geschehen als Entwicklungsprozeß auffaßt.

Es hat sich als Erfahrungsnotwendigkeit, als unentrinnbarer Zwang unserer Erlebnis- und Lebensgesetzlichkeit erwiesen, daß wir infolge unserer raumzeitlichen Bedingtheit das Sein in Werden

<sup>1)</sup> Vgl. R. Goldscheid, „Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie“. Eine Programmschrift. Leipzig, Alf. Kröner, 1908.



auflösen mußten. In unser Werdenserlebnis konnten wir aber nur Ordnung hineinbringen, wenn wir das chaotische Werden als Entwicklung begriffen, als Entwicklung zu irgend etwas hin, wozu wir dann irgendwie wertend Stellung nahmen.

Gemäß welcher Orientierung wir diese Werteinstellung auch immer bestimmen mochten, auf irgendeine Entwicklungsvorstellung, auf irgendeine gewollte Entwicklungsrichtung mußte sie sich gründen. Es war so unausbleiblich, daß irgendwann einmal der Entwicklungsgedanke zum bewußten Zentrum unseres Erlebens werden mußte. Unter Bezugnahme auf jene Entwicklungsrichtung, die wir als die von unserer Erlebnisgesetzlichkeit gebotene ansehen, bestimmen wir die Rangordnung der Werte. Innerhalb dieser kommt jedem Ding so viel Wert zu, als es Entwicklungsarbeit zu leisten vermag. Wir können nicht anders als auf ein Fortleben der Substanz in immer höheren Werten hinwirken, als eine Umwandlung des Gegebenen anstreben, durch die die Gesamtwertsumme eine immer größere wird. Wann dies aber der Fall ist, darüber entscheidet die Entwicklungsrichtung, die wir als die gebotene erachten, und ob wir uns mit dem ökonomischen Optimum in dieser bewegen. Ein anderes Wertmaß steht uns nicht zur Verfügung <sup>1)</sup>.

Damit ist aber gesagt: wir müssen den Entwicklungswert jedes Dinges zu bestimmen suchen. Im Entwicklungswert fließen Arbeitswert und Nutzwert zur Synthese zusammen. Die Arbeit ist nur ein Wert, weil sie geeignet ist, die gewünschte Entwicklung zu fördern, und sie ist ein um so größerer Wert, in je höherem Grade sie die Entwicklung zu fördern vermag. Wo immer darum Arbeit nicht zur Förderung der als geboten anerkannten Entwicklungsrichtung verwertet wird, dort muß sie notwendig als vergeudet erscheinen.

Das ökonomische Optimum kommt zustande, wenn es gelingt, das volle Äquivalent von Arbeitswert und Entwicklungswert zu erzielen. Und zwar ist der Arbeitswert dann gleich dem Entwicklungswert, wenn die Arbeitsquantität, die auf die Herstellung eines Gutes verwendet wird, gleich ist der Arbeitsquantität, die sowohl nach der Rangordnung der gesellschaftlich notwendigen Bedürfnisse wie angesichts der Gesamtsumme der jeweils verfügbaren Arbeitskraft auf deren Produktion entfallen darf.

<sup>1)</sup> Vgl. R. Goldscheid, „Der Richtungsbegriff und seine Bedeutung für die Philosophie“. Zuerst 1906 erschienen in den Annalen der Naturphilosophie, später abgedruckt in den „Grundfragen des Menschenschicksals“.

Mit dieser Formulierung leitet die energetisch fundierte Entwicklungswerttheorie direkt zur Grenznutzentheorie über, für die sich der Wert eines Dinges gleichfalls nach den Bedürfnissen richtet, die es zu befriedigen vermag, nur daß die Grenznutzentheorie dadurch vom richtigen Wege abirrt, daß sie nirgends nach den gesellschaftlich notwendigen Bedürfnissen fragt und überdies schließlich vom Niveau der Werttheorie auf das einer Preistheorie herabsinkt, indem sie den Wert eines Dinges nicht nach den obersten, sondern nach den untersten Bedürfnissen bemißt, die mit diesem zur Befriedigung gelangen können. Der wahre Entwicklungswert eines Dinges kann aber, da wir genötigt sind, mit jedem Bruchteil verfügbarer Energie das Maximum von Entwicklungsarbeit leisten zu wollen, nur nach dem ersteren Maße bestimmt werden.

Untrennbar verbunden mit der Entwicklungswerttheorie ist nun die Entwicklungsökonomie. Selbst wenn wir schon soweit sind, dadurch Ordnung in das chaotische Werden hineinzubringen, daß wir es als Entwicklung zu irgend etwas hin begreifen, ist damit noch nicht gesagt, daß die Entwicklung, die sich vollzogen hat oder die wir zu fördern suchten, die beste aller möglichen Entwicklungen sein mußte. Auch hier zwingt uns, wie überall, die Kategorie des Ökonomischen als unser funktioneller Logos nicht nur Höherentwicklung schlechthin zu wollen, sondern Höherentwicklung in der denkbar ökonomischsten Weise, d. h. aber: das Maximum von Entwicklungsnutzen mit dem geringsten Kraftverbrauch anzustreben.

Und zwar sind wir letztlich deshalb hierzu genötigt, weil das Postulat mit dem Minimum von Widerspruch ein Maximum von Erkenntnis und das Postulat, mit dem Minimum von Kraftaufwand das Maximum von Nutzeffekt zu erzielen, bei genauer Betrachtung nur zwei Seiten eines und desselben, nämlich den gemeinsamen Ausdruck der Tatsache bilden, daß die Organismen Ökonomismen sind. Weil wir aber Ökonomismen sind, verfestigen sich die logischen Kategorien immer mehr in uns, müssen wir trachten, den Entwicklungsprozeß in stets höherem Maße zu logisieren wie zu ökonomisieren.

Der Satz des Widerspruchs und das Ökonomieprinzip sind also weitaus tiefer verwandt, als man bisher ahnte. Was zur Folge hat, daß durch die entwicklungsökonomische Betrachtungsweise nicht nur zwischen Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft, sondern

auch zwischen Sein und Sollen die stets ersehnte Brücke hergestellt zu werden vermag.

Die Kluft, die Natur- und Sozialwissenschaft bisher trennte, gestattete auch nicht, die Wirtschaftswissenschaft zur Wirtschaftlichkeitswissenschaft emporzuheben, was sich besonders in der ökonomischen Geschichtsauffassung in der verhängnisvollsten Weise geltend machte. Indem das fortschreitende Erkennen uns sogar zur ökonomischen Naturauffassung zwingt, erwächst aus dieser ein Korrektiv an den entscheidenden Stellen der ökonomischen Geschichtsauffassung, welches sie erkenntnistheoretisch, wie wertkritisch und willenskritisch ganz außerordentlich verfeinert. Das Ökonomische, das ihr Grundmotiv bildet, wird nun nicht mehr in bloß äußerlicher Weise aus einem Teilgebiet unserer Erfahrung abgeleitet, sondern aus dem, was unsere Gesamterfahrung in ihren letzten Tiefen beherrscht.

Je tiefer wir in das Wesen des Ökonomischen eindringen, je mehr wir uns in dessen Sinne zu entwickeln suchen, desto systematischer wird unser Erkennen, desto einheitlicher wird unser Fühlen, Wollen und Handeln. Die Pyramide der Wissenschaften findet darum in der Entwicklungsökonomie ihre notwendige Spitze. Welches Ziel immer wir anstreben mögen, wir müssen dabei das Phänomen der Entwicklung voraussetzen und die Entwicklung wieder möglichst ökonomisch zu gestalten suchen. Das Ökonomische erscheint zunächst wohl nur als Subkategorie des Zweckes, weil ohne Zweck auch nicht von Ökonomie gesprochen werden kann. Aber indem sich die Entwicklungsökonomie als das Universalmaß des Mittels erweist, steigt das Ökonomieprinzip schließlich sogar zum Prüfstein des Zweckes auf. Ein Zweck, für den sich keine Mittel finden lassen, die untereinander nicht in ökonomischen Widerspruch träten, ist damit in seiner Unhaltbarkeit enthüllt.

Muß nun das Ökonomieprinzip auf unseren gesamten Bewußtseinsinhalt angewendet werden und ist es evident, daß der Mensch, der zum Bewußtsein seiner entwicklungsökonomischen Lage gelangt ist, den höchstentfalteten Ökonomismus darstellt, so folgt daraus, daß es für den Menschen nichts Wichtigeres geben kann, als seinen eigenen ökonomischen Wert möglichst exakt einzuschätzen und diesen höchsten Wert nicht in komplizierten Arbeitsprozessen in Produkte, geringeren Wertes umzuwandeln. Die Menschenökonomie ist so mit der Anerkennung der Entwicklungsökonomie von selbst gegeben, ist eine notwendige Konsequenz des aus unserer wertenden Konstitution erwachsenden Zwanges, unablässig Mehrwert anzustreben.



Wir mögen unsere Güterökonomie durch technische Verbesserungen noch so raffiniert vervollkommen, ihr Leistungsvermögen bestimmt sich zuletzt nach dem Stande unserer Menschenökonomie, d. h. danach, mit welchen Opfern an Menschenleben, menschlicher Gesundheit und menschlichem Glück wir unsere kulturellen Erregenschaften bezahlen.

Nicht nach dem äußeren Mehrwert allein, nach dem ihn begleitenden inneren, nach dem organischen und seelischen Mehrwert zugleich richtet sich die Ergiebigkeit unserer Arbeit. Es ist das Aktivum der entwicklungsökonomischen Bilanz, das über unser jeweiliges Leistungsvermögen entscheidet.

Der Mensch, der seinen eigenen ökonomischen Wert nicht entdeckt, sich selbst nicht in ökonomischster Weise zu verbrauchen versteht, versagt trotz aller seiner sonstigen Reife im Wesentlichen. Es gilt darum den Aufbau, Umsatz und Zerfall des Menschenmaterials mit ebenso feinen Methoden zu studieren wie die Amortisation und Reproduktion der äußeren Güter und endlich dem organischen Kapital zumindestens die gleiche Aufmerksamkeit zuzuwenden, die wir bisher dem Boden-, Industrie-, Handels- und Finanzkapital zuteil werden ließen. Das organische Kapital ist der Urquell unserer physischen und geistigen Kraft. Treiben wir Raubbau an diesem, statt seinen Ertrag durch dessen unablässige Qualifikation zu steigern, so ist unsere gesamte Wirtschaft nur ein Zerrbild der Wirtschaftlichkeit, auf die unsere Konstitution ihren innersten Triebkräften nach notwendig hindrängen muß. Die Erkenntnis der immanenten Gesetzlichkeit, die sich am organischen Kapital auswirkt, weist uns an, immer erfolgreicher organisch kapitalisieren zu lernen, eine Technik des Organischen auszubauen, die der industriellen Technik gleichwertig an die Seite tritt.

Derartige Technik des Organischen, derartige Organik, die bestrebt ist, nicht nur wie bisher den Menschen der Maschine, sondern vor allem die Maschine dem Menschen anzupassen, die sich allen Tendenzen, die Produktivitätsgrenze des Menschen gewaltsam zu überspannen, entgegenstellt, nicht mehr aus den Menschen herauszuholen sucht, als sie, ohne sich vorzeitig aufzubrauchen, hergeben können, auf sorgsamste Ökonomie der Begabungen das größte Gewicht legt, wird naturgemäß in Biotechnik, in Psychotechnik und schließlich in Ethotechnik gipfeln<sup>1)</sup>. Sie

<sup>1)</sup> Vgl. mein Hauptwerk „Höherentwicklung und Menschenökonomie. Grundlegung der Sozialbiologie“, Leipzig, Alf. Kröner, 1911.

wird dem Menschen als Wirtschaftssubjekt im höchsten Maße gerecht werden, indem sie ihn als Wirtschaftsobjekt zum mindesten nicht mit geringerer Sorgfalt behandelt als alle Sachgüter.

Auf Grund der Entwicklungsökonomie, auf Grund der Lehre vom organischen Kapital, die sich in ihrer Anwendung zur Organik ausgestaltet, sind wir gezwungen, die Volkswirtschaft als Wirtschaftlichkeit am Volk, die Nationalökonomie als Ökonomie an der Nation zu begreifen. Damit wird aber auch die Bevölkerungslehre in innigsten Zusammenhang mit der Wirtschaftswissenschaft gebracht, statt daß sie weiter wie bisher bloß einen losen Annex dieser bildet, in welchem man keineswegs bemüht ist, die Wechselbeziehung zwischen technischer Produktion und organischer Reproduktion der genauesten Analyse zu unterziehen.

Die Entwicklungsökonomie führt so nicht nur zur Menschenökonomie in vorwiegend individualistischer Fassung, indem sie den Wert jedes einzelnen Menschenlebens ökonomisch richtiger schätzen lehrt, sondern zugleich zur, im umfassendsten Sinne, sozial orientierten Bevölkerungsökonomie, zur generativen Ökonomie, und greift damit schließlich auch über das einzelne Volk hinaus, weitet sich zur Völkerökonomie.

Das soziologisch vertiefte Studium des organischen Kapitals hat also schließlich zur Folge, daß man sich aufs tiefste mit dem Problem der organischen Reserven beschäftigen muß, zu untersuchen strebt, inwiefern die Frau die organische Reserve des Mannes, das flache Land die organische Reserve der städtischen Bevölkerung, die breiten Massen die organische Reserve der höheren Stände, die unentwickelten Völker und Rassen die organische Reserve der vorgeschrittensten Kulturnationen sind.

Schon diese aphoristischen Andeutungen dürften genügen, um offenbar zu machen, welche Fülle von neuen Gesichtspunkten die entwicklungsökonomische Betrachtungsweise erschließt, wie sehr sie geeignet ist, die Soziologie sowohl in ihrer erkenntnistheoretischen Fundierung zu vertiefen, wie in ihrer kulturellen Gipfelung zu erhöhen.

In einer ganzen Reihe von Büchern, Schriften und Aufsätzen suche ich seit beinahe 15 Jahren in detailliertester Darstellung für die hier nur ganz skizzenhaft wiedergegebenen Ideen zu wirken. Sie haben sich bisher jedoch äußerst wenig durchgesetzt. Mit Aus-

wo ich alle diese Begriffe erstmalig prägte und die neuen Disziplinen, auf die sie hindrängen, im Umriß skizzierte.

nahme der Psychotechnik ist nicht viel mehr als bloß das Wort „Menschenökonomie“ von der Wissenschaft aufgenommen worden. Die Entwicklungsökonomie hat nicht einmal diesen bescheidenen Erfolg erzielt, und gänzlich unbeachtet blieb meine Entwicklungstheorie.

Trotzdem bin ich nach wie vor fest überzeugt, daß man die von mir erschlossenen neuen Gebiete, daß man die von mir geschaffenen neuen Arbeitsmethoden nicht dauernd ungenützt wird lassen können, daß der Tag kommen wird, wo man ihre Fruchtbarkeit erkennt und der Entwicklungs- und Menschenökonomie die ihnen gebührende Stellung im System der Wissenschaften einräumt.



# Zur Grundlegung der Gesellschaftswissenschaft.

Von  
Ludwig Stephinger.

Vorbemerkung. I. Begriff. II. Typische Formen. III. Verhältnis zu anderen Wissenschaften und Umfang.

Vorbemerkung. Betrachtet man die Eigenart der Wissenschaften, ohne die grundsätzlich von ihnen verschiedene Philosophie hinzuzurechnen, so drängt sich immer wieder der so oft behandelte Unterschied zwischen den Naturwissenschaften und den Kultur- oder Geisteswissenschaften auf. Dieser Unterschied muß für den Zweck der Beurteilung der Gesellschaftswissenschaft in folgender Weise verstanden werden.

Zunächst sind von den vielen Bedeutungen, die das Wort *Natur* haben kann, zwei herauszuheben und voneinander zu trennen. Man bezeichnet mit *Natur* das sich selbst überlassene Geschehen, im Gegensatz zum menschlichen Zweckstreben oder der Kultur; dann aber versteht man unter *Natur* auch die allgemeine Wesenheit der Dinge, den Inbegriff der für alle Zeiten und Orte gleich geltenden abstrakten Gesetze alles Geschehens, im Gegensatz zur zeitlich und örtlich bestimmten konkreten Wirklichkeit. Im ersteren Sinne sind Chemie, Physik, Botanik, Zoologie, Biologie u. a. Naturwissenschaften, weil sie das sich selbst überlassene natürliche Geschehen zum Gegenstand haben; die Wirtschafts- und Rechtswissenschaft beispielsweise sind Kultur- oder Geisteswissenschaften, weil sie menschliches Zweckstreben behandeln.

Im zweiten Sinne des Wortes *Natur*, als Naturgesetzlichkeit, dagegen ist jede Wissenschaft auch eine Natur- oder, besser ausgedrückt, eine Gesetzeswissenschaft. Denn es gibt keine, ihren Wissenszweck voll erfüllende Wissenschaft, die nicht von einer Empirie ausgeht und nach irgendeiner Theorie strebt, um diese dann in einer Technik oder Politik praktisch anwenden zu können; Theorie aber ist immer Betrachtung der Wirklichkeit nach ihrer abstrakten Gesetzmäßigkeit, so daß also in diesem Sinne auch eine *Natur* der Kultur, d. h. eine allgemeine Gesetzmäßigkeit der kulturellen Erscheinungen wissenschaftlich dargestellt werden muß.

Der Unterschied zwischen Natur- und Kultur- oder Geisteswissenschaft ist also nur materiell, dem Stoffe nach vorhanden, methodologisch haben alle Wissenschaften grundsätzlich die gleichen Möglichkeiten und Ziele.

Vielleicht ist folgende Überlegung zwecks weiterer Erläuterung nicht ganz überflüssig. Wird nach einer Ursache, nach einem Subjekt der Gesamtheit alles natürlichen Geschehens gefragt, so wird diese Frage entweder überhaupt verneint oder als unbeantwortbar erklärt, oder es wird von Natur, von der Wirklichkeit, vom Zufall, von Gott gesprochen, jedenfalls aber im Falle der Bejahung von einem nicht menschlichen oder überindividuellen Subjekt. Beim kulturellen Geschehen dagegen wird diese Frage unbedingt bejaht, der Mensch ist hier Subjekt, gelegentlich auch Objekt; jedenfalls aber strebt er danach, dem Geschehen Ziel und Zweck zu geben. Es darf dabei nur nicht übersehen werden, daß auch der Mensch mit seiner ganzen Zielsetzung wieder aus natürlichen Gesetzmäßigkeiten zu verstehen ist oder, wie eben gesagt, auch die Kultur ihre Erklärungsmöglichkeit aus allgemeinen Gesetzen erhält. Die Frage der Möglichkeit menschlichen Fortschrittes wird dadurch nicht berührt; Theorie oder Erklärung aus Gesetzmäßigkeiten gibt es natürlich nur für alles das, was irgendwie mittelbar oder unmittelbar wirklich, also auch mittelbar oder unmittelbar sinnlich wahrnehmbar geworden, d. h. selbst wahrgenommen oder mitgeteilt ist. Der Fortschritt aber besteht in der Gegenwart nur als Aufgabe oder Forderung, seine Verwirklichung liegt in der nur ihrer Wahrscheinlichkeit nach erfaßbaren Zukunft, und hängt überdies von der Zwecksetzung ab.

Eine Wissenschaft vom sog. seelischen Leben ist die naturwissenschaftliche Psychologie, wenn dieses Seelenleben als natürlich entstandenes und erfahrungsmäßig gegebenes Objekt nach seinen Gesetzmäßigkeiten betrachtet wird. Beim kulturellen Geschehen dagegen ist der menschliche Geist das wirkliche Subjekt des rationalen Handelns; also ist die Psychologie Hilfswissenschaft, niemals aber Ausgangspunkt oder gar Prinzipienlehre der kulturwissenschaftlichen Betrachtung. Die Psychologie behandelt die allgemeinen Möglichkeiten im Seelenleben selbst, die kulturelle Betrachtung aber die Beziehungen, in die der wirkliche Mensch zu anderen Objekten tritt; in diesem Sinne kann also auch die Bezeichnung Geisteswissenschaften wohl aufrechterhalten werden; sie behandeln ein Geschehen, das durch geistige Tätigkeit eines wirklichen menschlichen Subjekts beeinflußt wird.

Das natürliche Geschehen suchen wir zu verstehen aus der

Erkenntnis des ursächlichen Zusammenhangs der Dinge, ihrer kausalen Wechselwirkungen, oder ihrer Beziehungen als Ursache und Wirkung. Von diesem ursächlichen Zusammenhang geht auch die Erkenntnis des Zweckstrebens oder der Kultur aus; nur werden von diesem die Ursachen in zweckmäßige und zweckwidrige geschieden, die ersteren als Mittel für Zwecke, also als Werte oder Zweckmöglichkeiten erkannt, und zeitlich oder örtlich die zweckdienlichen Ursachen ein-, die anderen ausgeschaltet.

Also ist auch die Reihe der Mittel und Zwecke eine Reihe von Ursachen und Wirkungen. Und nur scheinbar ist es, daß in der Ursachen-Wirkungen-Reihe die Gleichung, in der Mittel-Zweck-Reihe die Ungleichung herrsche. Man denkt nur gewöhnlich in der ersteren entweder an die isoliert betrachteten Ursachen und Wirkungen oder an das Ganze der Natur; daraus entsteht dann entweder eine Gleichung dieser isolierten Ursache und Wirkung oder die Vorstellung eines ewigen Kreislaufs der Natur, also einer unendlichen Kausalgleichung. Eine Veränderung im natürlichen Geschehen verursacht nur das Hinzutreten einer neuen Ursache. Beim kulturellen Streben wird durch Bejahung eines Zweckes und durch zweckmäßige örtliche oder zeitliche Kombination der Werte mit den Zwecken die Veränderung zum Fortschritt gemacht. Auch hier herrscht also selbstverständlich der Grundsatz der Gleichung, sofern nur nicht vergessen wird, den Menschen als Koeffizienten einzurechnen.

Die Idee der Ursachen- und Wirkungen-Reihe ist also der Grundgedanke der Naturwissenschaften, die Idee der Mittel- und Zweck-Reihe oder die Wertlehre ist der Grundgedanke jeder Kulturwissenschaft. Beide Reihen aber sind grundsätzlich gleich, sie sind beide nur zu verstehen aus der ihr zugrunde liegenden abstrakten Gesetzmäßigkeit oder der allgemeinen Möglichkeit der natürlichen und der kulturellen konkreten Wirklichkeit.

I. Die Gesellschaftslehre ist die Wissenschaft von den Beziehungen, Verhältnissen und Wechselwirkungen der Menschen. Der Satz, daß Soziologie Synthese ist, bedarf zweier Ergänzungen; sie ist wissenschaftliche Analyse der Synthese der Menschen, und sie analysiert nicht nur Synthese, sondern alle Beziehungsmöglichkeiten, auch das Auseinanderstreben, wenn nur irgendeine Wirkung von Menschen auf Menschen vorliegt. Die menschlichen Beziehungen sind aber sowohl natürliche, von selbst entstandene, als auch bewußt gewollte und beabsichtigte. Daher ist die Gesellschaftslehre nach ihrem Gegenstande sowohl Natur- als auch Kulturwissenschaft; sie ist die Grundwissenschaft von den der natürlichen



und kulturellen menschlichen Gegenseitigkeit zugrunde liegenden Gesetzen.

Dieser Doppelcharakter dem Gegenstande nach ist einer der Gründe, warum für die Gesellschaftswissenschaft weder die organische noch die energetische oder mechanische Betrachtung und Analogie ausreicht; beide sind gleich zutreffend und gleich ungenügend. Der wichtigste Grund hierfür ist der, daß man diesen Unterschied überhaupt nicht machen kann, solange keine gesonderte Definitionsmöglichkeit für die Begriffe Leben und Organismus feststeht. Ferner wird das organische Entstehen gewöhnlich als natürlicher Prozeß verstanden, auch wenn beispielsweise der Pflanzen- und Tierzüchter nach menschlichen Zwecken verfährt; die mechanischen, energetischen oder ähnlich benannten Vorgänge werden als natürliche und auch als bewußt beabsichtigte aufgefaßt. Die Gesellschaftswissenschaft hat zum Gegenstande gesellschaftliche Massenerscheinungen von Organismen, ferner die Gesellschaft und ihre Formen selbst, wovon der Organismuscharakter weder bejaht noch verneint werden kann, und sowohl natürliche als auch beabsichtigte Vorgänge in und zwischen den Gesellschaften. Also sind die oben genannten Analogien alle zugleich zutreffend und zugleich unvollständig, und es folgt wiederum nur das eine, daß die Gesellschaftswissenschaft ihrem Gegenstande nach Natur- und Kulturwissenschaft ist.

Methodologisch muß die Gesellschaftswissenschaft selbstverständlich, wie jede andere Wissenschaft, auch als Gesetzeswissenschaft verfahren; denn ihre Aufgabe ist es, die Beziehungen zwischen wirklichen Menschen auf ihre einfachste Form zurückzuführen, aus der alle weiteren typischen Formen zu verstehen sind. Wenn die ihrem Gegenstande nach so benannten Naturwissenschaften nach der Erkenntnis einfachster wirklicher Dinge, nach Atomen, streben, so tun sie es, um dadurch auch zu den einfachsten kausalen Beziehungen zu gelangen. Je komplizierter die wirklichen Dinge sind, deren ursächliche Beziehungen es nachzuweisen gilt, desto komplizierter sind auch diese Beziehungen selbst. Die einfachste Form der Beziehung hat zur Voraussetzung das einfachste Ding. Ein solches läßt sich aber immer nur nach dem jeweiligen Grade der Unterscheidungsmöglichkeit feststellen; sowie die Erkenntnis weiter vordringt, müssen diese Konstruktionen immer wieder durch neue ersetzt werden.

Für die Gesellschaftslehre ist die Frage des Atoms leicht zu beantworten. Es ist das menschliche Individuum, und die sog. atomistische Gesellschaftsauffassung fehlte nicht da-

durch, daß sie den Menschen als das Atom ansah, sondern dadurch, daß sie von diesen Atomen oder Individuen selbst ausgehen-zu können glaubte, statt von den gegenseitigen Beziehungen der Individuen. Wer von den Individuen selbst ausgeht, kommt entweder zu einer „historischen“ oder zu einer „psychologischen“ Soziologie; beides sind Unmöglichkeiten. Denn Gesellschaft in diesem Sinne sind nicht die Menschen selbst, obwohl man gelegentlich darunter die vergesellschafteten Menschen versteht. Man versteht ja auch unter Werten konkrete Dinge, obwohl der Wert in der Wertlehre als Verhältnis verstanden werden muß. Wie der Raum das Nebeneinander, die Zeit das Nacheinander, der Wert das Füreinander der Menschen und Dinge ist, so ist die Gesellschaft das Für-, Gegen- und Miteinander der Menschen.

Jede Wissenschaft ist also Beziehungslehre; die nach ihrem Gegenstande so genannten Naturwissenschaften untersuchen die natürlichen, sich selbst überlassenen, ursächlichen Beziehungen der Dinge und Menschen. Sie suchen die natürlichen kausalen Wechselwirkungen der aus den Atomen aufgebauten menschlichen und nicht menschlichen Gebilde generell darzustellen. Die Kulturwissenschaften untersuchen die vom Menschen erstrebten oder beabsichtigten Beziehungen und Wechselwirkungen der Dinge und Menschen. Die Gesellschaftswissenschaft endlich hat als besonderen Gegenstand die Formen natürlicher und kultureller Beziehungen, wie sie nur zwischen Menschen stattfinden, aber nicht die Kausalbeziehungen im einzelnen Menschen oder in der nicht menschlichen Wirklichkeit.

Die Verbindung der gesetzmäßigen Betrachtung mit der empirischen, geschichtlichen oder Wirklichkeitsbetrachtung ist also so zu verstehen. Jede Wissenschaft untersucht abstrakte Beziehungen zwischen konkreten, menschlichen oder nicht menschlichen Individuen, seien dies nun Atome oder höchst kompliziert aufgebaute Gebilde. Diese Individuen gelten als wirklich; auch wenn sie, wie die Atome, nur als wirklich vermutet oder angenommen werden, so sind sie doch empirisch, im weitesten Sinne des Wortes historisch aufzufassen. Form der Beziehung und Form der Dinge hängen gegenseitig voneinander ab; die Beziehungen müssen im gleichen Maße wie die Gebilde, zwischen denen sie stattfinden, einfach oder kompliziert sein. Mit anderen Worten: Theorie und Empirie bedingen sich gegenseitig. Im natürlichen, sich selbst überlassenen Geschehen heißt das einfachste wirkliche Ding, das man annimmt, Atom, die einfachste Beziehung Ursächlichkeit. Im

kulturellen Geschehen ist das einfachste Ding als Subjekt der Mensch, die einfachste Beziehung ist hier Beziehung eines Mittels auf einen Zweck oder die Wertlehre, auch wenn diese nichts anderes ist, als die ins menschliche Zweckstreben übersetzte Ursächlichkeit. In der Gesellschaftswissenschaft ist der Mensch das wirkliche, empirisch oder historisch zu verstehende Atom oder Individuum. Die Grundform der von dieser Wissenschaft darzustellenden Gesetzmäßigkeit ist die Beziehung der Menschen zueinander; und diese Beziehungen sind sowohl natürliche Ursächlichkeiten, als auch bewußte Zweckbeziehungen oder Wertungen, wie sie dem menschlichen Zweckstreben zugrunde liegen.

II. Jede Wissenschaft geht also von der Idee irgendeiner Beziehung aus; die weiteren typischen Formen und Komplikationen, die die Grundform dieser Beziehungen annehmen kann, ergeben sich aus den Veränderungen der aus einfachsten Dingen aufgebaut gedachten wirklichen Dinge, denn sie sind die Termini der Beziehungen. So ergeben sich aus dem Grundgedanken der ursächlichen Beziehung des natürlichen Geschehens die Gesetze der Physik und der Chemie dadurch, daß die eine dieser Wissenschaften von der Energie, die andere vom Stoffe ausgeht, also beide von Erscheinungen der Wirklichkeit; auch alle weitere Gliederung in den Wissenschaften ergeben nur empirische Tatsachen, die an sich den Wissenschaften selbst nicht angehören. Die Erfahrungstatsachen des Sehens und Hörens, der Wärme und der Elektrizität ergeben die Optik, Akustik, Wärme- und Elektrizitätslehre. Der Grundgedanke der Rechtslehre wird differenziert zu Sachenrecht, Familienerbrecht usw. durch rein natürliche, außerhalb stehende Tatsachen der Wirklichkeit; die Tatsache, daß es bewegliche und unbewegliche Beleihungsobjekte geben kann, läßt den Mobiliar- und Immobiliarkredit, die beiden Verfahren des Gebrauchs und Tauschens die Gebrauchs- und Tauschwirtschaft, entstehen u. dgl.

Wenn nun die Gesellschaftslehre die allgemeinste Wissenschaft von den Beziehungen der Menschen im natürlichen Erleben und im kulturellen Streben ist, so muß ihr Grundgesetz, daß zwischen Menschen natürliche und kulturelle Beziehungen und Wechselwirkungen möglich sind, auch differenziert werden durch die allgemeinsten Tatsachen allen Menschenwesens. Das sind die Tatsachen und ihre Veränderungen im natürlichen Ablauf des wirklichen Menschenlebens und im menschlichen Zweckstreben, bei welchem letzterem Veränderungen infolge der Zwecksetzung Rückschritt oder Fortschritt bedeuten. Beim Streben nach Fortschritt



berichtet die Erfahrung von drei Möglichkeiten. Entweder hemmt den Fortschritt das Festliegen der Mittel oder das Festliegen der Zwecke, so daß entweder nur Mittel ausgebeutet oder nur Zwecke erfüllt werden können; oder Mittel und Zwecke sind frei, dann ist der Fortschritt möglich.

Das soziologische Grundgesetz erfährt nun durch diese empirischen Tatsachen folgende Entwicklungsformen. Das Individuum hat zwar seine Möglichkeiten aus den ererbten Anlagen und aus allem dem, was seine Umwelt ihm bietet, es ist also aus natürlichen und zufälligen Vorbedingungen verständlich. Gleichwohl steht es aber als Individuum mit seinem ganzen inneren Eigenleben zunächst außerhalb der Gesellschaft, und das Ende seines natürlichen Lebens, ebenso wie das letzte und höchste Ideal seines Strebens sind seine eigensten Angelegenheiten; die Gesellschaft ist in allen ihren Formen immer nur Mittel, niemals letzter Selbstzweck. Auf ihrem Wege des Lebens und Strebens begegnen sich aber die Menschen und machen fortwährend die Erfahrung, daß sie im Leben wie im Streben verschiedenartig oder gleichartig sind, sich fördern oder hemmen, sich scheiden oder vereinen. Daraus entstehen Beziehungen, Verhältnisse, Gegenseitigkeiten und Wechselwirkungen; und diese geben entweder nur dem Tun und Lassen und Leiden modale Veränderung (Umgangsformen u. dgl.) oder es entsteht gelegentliche, kürzere, längere oder immer dauernde Zusammengehörigkeit, und zwar entweder als natürliche Gemeinschaft oder als bezweckte Vereinigung. Diese Einheiten, die aus Zusammengehörigkeit entstehen, sind sowohl nach innerer Struktur wie auch nach ihren äußeren Wechselwirkungen bedeutungsvoll. Abgesehen von den nur gelegentlichen Modifikationen ergeben sich folgende Typen:

Gemeinschaften entstehen natürlich oder zufällig, jedenfalls ohne bewußte Absicht; geistige Gemeinschaften bilden die Anhänger einer Weltanschauung, einer wissenschaftlichen Richtung, einer Kunstrichtung; eine körperliche Gemeinschaft entsteht aus der Blutsverwandtschaft in Familie, Sippe, Stamm und Volk. Zur örtlichen Gemeinschaft werden die Bewohner eines Ortes, einer Stadt oder eines Staatsgebietes, zur zeitlichen die Zeitgenossen; zu einer zufälligen die durch ein Unglück oder ein anderes wichtiges Erlebnis zusammengeführten. Das Recht schafft Gemeinschaften, ebenso wie der Beruf oder die soziale Lage, besonders die Zugehörigkeit zu einer Klasse, d. h. einer sozialen Schicht, die keine Aufstiegsmöglichkeit hat.

Vereinigungen entstehen bewußt und beabsichtigt als nichtwirtschaftliche Vereine, und zwar entweder als politische oder

als nicht politische, gesellige, wissenschaftliche, künstlerische, ethische, religiöse; die wirtschaftlichen Vereine sind, solange der Zweck dies ermöglicht, freie; sowie aber der Verein Kapital braucht und Kredit, wird er entweder zur Genossenschaft oder zur Gesellschaft.

**Genossenschaften** entstehen aus dem Wirtschaften im engeren Sinne; wenn nämlich die Mittel festliegen, so daß der Zweck nur sein kann, diese auszubeuten, oder wenn die Zwecke festliegen, so daß es gilt, nur diese zu erfüllen, dann entsteht keine Unternehmung, sondern ein Haushalt oder eine Wirtschaft. Im weiteren Sinne des Wortes Wirtschaften ist natürlich auch die Unternehmung eine wirtschaftliche Einheit. Eine Genossenschaft ist die Vereinigung von Personen zum Zwecke des Großbetriebes beim Wirtschaften im engeren Sinne, also beim Erfüllen eines bestimmten Zweckes oder beim Bewirtschaften bestimmter Mittel.

**Gesellschaften** entstehen aus der Unternehmung, die nur möglich ist, wenn Mittel und Zweck frei sind. Gesellschaft in diesem engeren Sinne einer besonders gearteten wirtschaftlichen Vereinigung ist also ein Zusammenschluß von Personen zum Zweck des Großbetriebes beim Unternehmen.

Man bezeichnet die Genossenschaft oft als eine Personen-, die Gesellschaft als Kapitalvereinigung. Im Zweckstreben selbst aber steht natürlich die Person bei der Gesellschaft im Vordergrund; ist doch z. B. die offene Handelsgesellschaft eine reine Personengesellschaft. Aber der Zwang, der durch das Festliegen der Mittel oder der Zwecke die eigenartige Lage der Genossen entstehen läßt, kommt nur an einer Person zur Wirkung und Wahrnehmung. Daher stehen die Genossen mit ihren Namen im Register, während es bei der Aktie gelegentlich ganz gleichgültig ist, wer sie gerade im Eigentum hat. Und daher ist die Ausdehnung des Genossenschaftsbetriebs auf Nichtmitglieder, die sich also nicht in der Lage der Mitglieder befinden, wenigstens grundsätzlich eine Entartung. Die Genossen schließen nicht deshalb eine Genossenschaft, weil sie sich mit einem mäßigeren Gewinn „begnügen“, sondern weil es für sie in ihrer Lage wirtschaftlicher ist, sich so zu vereinen, statt als Gesellschaft. Die Genossen sind in gleicher Lage, daher auch ihr gleiches Stimmrecht. Die Gesellschafter haben ganz naturgemäß nur das Gewicht des von ihnen eingebrachten Kapitals. Es ergeben sich also bei der äußeren Gestaltung und bei der inneren Struktur **Gesetz-mäßigkeiten** von der gleichen Strenge der Geltung, wie sie die Naturwissenschaften im äußeren Verhalten und der inneren Struktur der organischen und anorganischen natürlichen Gebilde vorfinden.

Gemeinschaften, die natürlich oder zufällig entstanden sind, werden dann zu bewußten Vereinigungen in irgendeiner der genannten Formen, wenn dies praktisch möglich ist und wenn ein Zweck es erfordert. Ein Volksstamm, der verschiedenen Staaten angehört, kann sich allerdings nicht vereinigen; wenn aber eine Gemeinschaft gemeinsame Interessen schwer bedroht sieht, so wird sie nach dem Grade der Wichtigkeit dieser Interessen zur Vereinigung streben.

Gemeinschaften sind natürliche, Vereinigungen beabsichtigte Formen, und daraus folgt zunächst wiederum, daß die Gesellschaftswissenschaft dem Gegenstande nach Natur und Kulturwissenschaft sein muß. Es folgt aber auch hieraus ein mittelbarer Beweis für die methodologische Gleichheit aller Wissenschaften. Denn wenn es eine einheitliche Wissenschaft gibt, die Natur und Kultur umfaßt, eine und dieselbe Wissenschaft aber zwar Empirie, Theorie und Politik nacheinander umfassen, aber doch nicht methodologisch gespalten sein kann, so folgt daraus, daß Natur und Kultur begrifflich auf die gleiche Art behandelt werden können und müssen.

III. Wenn aus den bisherigen Ausführungen sich ergibt, daß alle Wissenschaften methodologisch gleich sind, so heißt das, daß sie alle die sämtlichen drei Arten der Begriffsbildung verwenden müssen. Diese sind die *E m p i r i e* oder Geschichte oder Wirklichkeitsbetrachtung, die besagt, was ist und war, ferner die *T h e o r i e* oder die Darstellung der abstrakten allgemeinen Ursachen- oder Zweckbeziehungen dieser konkreten Wirklichkeit, die überlegt, was sein kann, und endlich die *P o l i t i k* oder Technik oder Anwendung der gewonnenen abstrakten Gesetzmäßigkeiten auf eine konkrete Wirklichkeit, wobei gezeigt wird, was vom Standpunkt dieser Theorie und von einem außerhalb der Wissenschaft bejahten Zweck aus sein soll.

Empirie, Theorie und praktische Anwendung sind in einigen Wissenschaften so eng vereint, daß sie nicht in gleichem Maße hervortreten; in anderen werden sie so gesondert behandelt, daß dadurch eine selbständige Wissenschaft vorgetäuscht wird. Die Logik, die die Beziehung des Denkens zum Denkobjekt zu analysieren hat, muß von der Empirie dieser Beziehungen, der Urteile, Schlüsse und Begriffe, ausgehen und diese auf ihre allgemeinen Gesetzmäßigkeiten hin untersuchen, damit aus diesen Gesetzen Normen der praktischen Verwendung werden. Die Logik kann nur dann als reine Normwissenschaft bezeichnet werden, wenn man ihre empirische und theoretische Aufgabe übersieht und nicht



bedenkt, daß es keine Norm ohne eine zugrunde liegende Gesetzmäßigkeit und keine Gesetzmäßigkeit ohne Empirie geben kann, also auch keine reine Normwissenschaft. Die Logik, die die erste oberste Einzelwissenschaft ist, ergibt, auf weitere Erfahrungstatsachen angewendet, alle anderen Einzelwissenschaften, die Mathematik als Logik der reinen Größenlehre, die Physik als Logik der Energielehre usw.; es steht hier nicht der Raum zur Verfügung, um auf alle Beziehungen der Wissenschaften einzugehen.

Bei anderen Wissenschaften sind, im Gegensatz zur Logik, Empirie, Theorie und praktische Anwendung so sehr ausgebildet, daß sie gelegentlich als eigene Wissenschaften gelten; so ist die sog. Technik doch nur die Anwendung naturwissenschaftlicher Gesetze und Theorien auf praktische Ziele; im kulturellen Zweckstreben heißt diese praktische Anwendung auf Beziehungen der Menschen Politik. Diese praktische Anwendung oder Technik des kulturellen Zweckstrebens darf natürlich, trotz der Gleichheit des Namens, nicht gleichgesetzt werden mit der Politik als Lehre vom Staat. Die theoretische, gesetzmäßige Lehre vom Staate ist ein Teil der Soziologie und steht neben der Politik als der praktischen Anwendung von Gesetzmäßigkeiten als Wirtschaftspolitik, Rechtspolitik usw.

Je näher man bei der praktischen Anwendung von Gesetzmäßigkeiten dem letzten Zwecke oder höchsten Ideale alles Menschenwesens kommt, das schließlich nach der Weltanschauung verschieden ist, desto größer wird der Zweifel, ob diese praktische Anwendung oder Politik wissenschaftlich möglich ist. Hierbei ist folgendes zu bedenken: Jede gesetzmäßige Formulierung ist für alle Anwendungen gültig, es handelt sich nur darum, daß sie auf die gleiche Wirklichkeit angewendet wird, von der sie gewonnen ist; geschieht die Anwendung auf eine kompliziertere oder einfachere Wirklichkeit, so muß eben auch das Gesetz entsprechend transformiert werden, es müssen alle Koeffizienten noch hinzugenommen werden, die die Veränderung der Wirklichkeit gebracht hat. Also kann jede Wissenschaft Gesetze auch für das praktische Handeln aufstellen, nur sind die Gesetze des kulturellen Geschehens ebenso, wie sie in ihrer kausalen Ableitung hypothetisch sind, so auch in ihrer Anwendungsmöglichkeit abhängig nicht nur von der Wahrscheinlichkeit der Zukunft und vom wissenschaftlichen Fortschritt, sondern auch von der Zwecksetzung; es wurde oben schon gezeigt, daß die Mittel-Zweck-Reihe nur eine Ursachen-Wirkungen-Reihe mit dem Koeffizienten Mensch ist; also muß das Gesetz nur der menschlichen Zweck-

setzung entsprechend, transformiert werden, dann gilt es, wie jedes andere.

Nach allen diesen Voraussetzungen ist die Gesellschaftswissenschaft als Theorie die Darstellung der Gesetzmäßigkeiten der natürlichen und der bezweckten Beziehungen der Menschen; die Empirie für diese Theorie muß aus allen möglichen Arten der Menschheitsgeschichte zusammengetragen werden. Biologie, politische, Wirtschafts- und Rechtsgeschichte, kurz alle Geschichte der natürlichen und kulturellen Ereignisse im Leben der Einzelnen und der Völker muß ausgebeutet werden nach dem, was alle diese Natur- und Kulturwissenschaften von menschlichen Beziehungen berichten. Das ist das Tatsachenmaterial der Soziologie. Selbstredend enthalten aber diese historischen Wissenschaften nicht nur die Tatsachen der Beziehungen von Mensch zu Mensch, sondern auch innere ursächliche Beziehungsvorgänge im Menschen, die also nur insofern soziologisch wichtig werden, als sie äußere Wechselwirkungen der Menschen und der gesellschaftlichen Einheiten beeinflussen und verändern.

Aus diesem Grunde liefert die Soziologie zwar auch eine Theorie für diejenige Wissenschaft, die im besonderen Sinne Geschichte genannt wird; aber nicht eine voll ausreichende Theorie, weil die Geschichte auch die Individuen selbst, abgesehen von ihren soziologischen Beziehungen, zum Gegenstande hat. Andererseits ist Geschichte allein keine abgeschlossene Wissenschaft; ohne Theorie des Individuums und ohne Theorie der Beziehungen der Individuen, also ohne Gesellschaftswissenschaft bleibt sie unvollkommen. Denn ohne diese beiden theoretischen Ergänzungen ist weder die Empirie selbst, also ein voller Einblick in die geschichtliche Tatsachenwelt und ihre ursächliche Bedingtheit in wissenschaftlicher Weise möglich, noch ist es möglich, eine Anwendung der „Lehren“ der Geschichte zu machen, ja, diese Lehren entstehen selbst erst in der theoretischen Verarbeitung des empirischen Materials.

Die ihren ganzen Zweck voll erfüllende Wissenschaft vom Wechselwirken der Menschen oder die Gesellschaftswissenschaft hat also als Empirie alles Material, das in allen Arten der ganzen Geschichte des natürlichen menschlichen Lebensprozesses und des menschlichen Zweckstrebens enthalten ist, so weit es sich um Tatsachen der Beziehung von Mensch zu Mensch handelt; ihre Theorie besteht aus der Grundform, und allen aus dieser sich aufbauenden Typen des natürlichen und bewußten Für-, Gegen- und Miteinander der Menschen, betrachtet nach der allgemeinen abstrakten Gesetzmäßig-

keit; ihre P o l i t i k oder T e c h n i k ist die praktische Verwendung aller dieser Gesetzmäßigkeiten nach den von außen her gestellten Aufgaben und Zwecken. Es ist wohl zweckmäßiger, dieses G a n z e Soziologie zu nennen und nicht nur, wie es auch geschieht, die Theorie dieser Erscheinungen allein.

Niemals aber kann die Soziologie eine Philosophie der Geschichte sein; denn gerade, wenn sie in der geschilderten Weise verfährt, so ist sie ihrer ganzen methodologischen Eigenart nach nicht darauf eingerichtet, sich mit Zweck und Sinn oder mit der Beurteilung des ganzen Ablaufs der Weltgeschichte zu befassen. Wohl aber ermöglicht sie es, die Entwicklung der Formen unseres Gesellschaftslebens nicht nur „verständnisvoll mit zu erleben“, sondern auch rational zu verbessern und auszubauen. Wobei es aber gerade die Gesellschaftswissenschaft ist, die vor allem lehrt, daß Organisation nicht nur zweckmäßiger Zusammenschluß, sondern auch und ganz besonders zweckmäßige Befreiung bedeutet!



## Soziologie des Erkennens.

(Bemerkungen zu Max Schelers Aufsatz: „Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgabe einer Soziologie der Erkenntnis“.)

Von  
Wilhelm Jerusalem.

Im Eingang seines Aufsatzes <sup>1)</sup> sagt Scheler, daß die Probleme einer Soziologie des Wissens und Erkennens bisher in ihrer Fülle, Gliederung und ihren inneren Abhängigkeiten voneinander noch kaum gesehen und richtiggestellt, geschweige gelöst wurden. Er findet zwar bei verschiedenen Denkern gelegentliche Andeutungen über die Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichen Strömungen mit der jeweiligen sozialen Struktur der Gesellschaft, scheint aber doch zu glauben, daß eine eigentliche Erkenntnissoziologie als ein Teil der philosophischen Erkenntnistheorie bisher noch niemals als wichtige Aufgabe erkannt und noch weniger tatsächlich in Angriff genommen wurde.

Ich möchte nun auf eine Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen hinweisen, in denen diese Probleme nicht nur klar erkannt, sondern auch Wege zu ihrer Lösung aufgezeigt wurden.

Ich selbst beschäftige mich schon seit einer Reihe von Jahren mit der Erforschung der Zusammenhänge von Erkenntnis und Gesellschaft und arbeite an einer soziologischen Kritik der menschlichen Vernunft.

Im Jahre 1909 veröffentlichte ich in der Zeitschrift „Die Zukunft“ einen Aufsatz „Soziologie des Erkennens“, worin das Wesen und die Bedeutung der „sozialen Verdichtung“, besonders für die Festigkeit und die konservative Kraft der religiösen Vorstellungen dargelegt und auf die Wirkungen hingewiesen wurde, die die soziale Differenzierung und das Hervortreten selbständiger, eigenkräftiger Persönlichkeiten auf die Ausbildung der objektiven Erkenntnisfähigkeit ausübt. In der 5. und 6. Auflage meiner „Ein-

<sup>1)</sup> Vgl. Max Schelers Aufsatz im 1. Heft der „Kölner Vierteljahrshefte“, S. 22 ff.

leitung in die Philosophie“ (1913) habe ich dann am Schlusse der Darlegung meiner eigenen genetischen und biologischen Erkenntnistheorie (138 ff.) darauf hingewiesen, daß diese Darstellung der Ergänzung bedürfe durch die Berücksichtigung des sozialen Faktors in der Entfaltung der menschlichen Erkenntnis. Unter den in derselben Auflage dargelegten Aufgaben der Soziologie wird dann die Soziologie des Erkennens ausdrücklich genannt und besprochen (290 f.). Dieselben Erörterungen finden sich dann in etwas größerer Ausführlichkeit in der letzten (7. und 8.) Auflage desselben Buches (1919) auf Seite 102 ff. und 256 f. Dort habe ich auch zum ersten Male einige soziologische Grundeinsichten formuliert (286 ff.), deren Bedeutung für das genannte Problem am Schlusse kurz dargelegt werden soll.

Ich bin aber weder der erste noch der einzige, der vor Scheler die soziologische Behandlung des Erkenntnisproblems gefordert und in Angriff genommen hat. In der von Durckheim begründeten „Année sociologique“, einem ganz unentbehrlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel für jeden, der auf dem Gebiete der Soziologie arbeitet, findet sich im 11. Band (1910) ein ausführlicher Bericht Durckheims über meinen oben genannten Aufsatz in der „Zukunft“ mit sehr anregenden kritischen Bemerkungen (S. 42 ff.).

Aus diesem Anlaß eröffnet der Herausgeber zugleich eine neue Rubrik seines Jahrbuches, die den Titel führt: „Conditions sociologiques de la Connaissance“. In der Vorbemerkung sagt er, daß er selbst und seine Schüler sich schon vorher mit diesem Problem beschäftigt haben und weist dabei hin auf seine eigene Arbeit über die primitiven Formen der Klassifikation (Ann. soc. VI [1903], p. 47 ff.) und auf die Untersuchung seiner beiden Mitarbeiter Hubert und Mauß über die Zeit (Mélanges d'histoire des religions“, Paris 1909, p. 189 ff.). „Diese Rubrik“, heißt es dann am Schlusse der Vorbemerkung, „wird gewiß nicht leer bleiben, denn eben jetzt sind einige Arbeiten erschienen oder in Vorbereitung, die ganz ausdrücklich der soziologischen Erforschung der Erkenntnis gewidmet sind.“ Tatsächlich findet man im nächsten (12.) Bande der „Année“ (1913, p. 33 ff.) nicht weniger als sieben Werke genannt, die sich alle mit unserem Problem beschäftigen. Ich will nur auf die zwei bedeutsamsten hinweisen. Levy-Brühl versucht in seinem Buche „Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures“ (Paris 1910) zum ersten Male die Geistesart der ganz Primitiven zusammenfassend darzustellen und sagt gleich im Eingang: „Es ist zweifellos das Studium der Kollektivvorstellungen und ihrer Verbindungen bei den niedrigen Gesellschaften, welches

einiges Licht auf das Entstehen u n s e r e r Kategorien und logischen Prinzipien wirft. Schon haben uns Durckheim und seine Mitarbeiter einige Beispiele davon gegeben, was man auf diesem Wege erreichen kann. Sicher wird dieser Weg zu einer neuen und positiven Erkenntnistheorie führen, die sich auf die vergleichende Methode gründet.“ Ich habe eine deutsche Übersetzung dieses Werkes veranlaßt, die unter dem Titel „Das Denken der Naturvölker“ mit einem längeren Vorwort von mir im Verlage von Wilhelm Braumüller in Wien kürzlich erschienen ist.

Nicht minder bedeutsam ist das Werk von Durckheim „Les formes élémentaires de la vie religieuse“ (Paris 1912). Hier beschäftigt sich der Verfasser ganz direkt mit dem Erkenntnisproblem. Das einleitende Kapitel ist überschrieben „Sociologie religieuse et théorie de la connaissance“. Hier erörtert der Verfasser ausführlich den sozialen Ursprung der Kategorien, deren überindividuellen Charakter die apriorisch gerichteten Philosophen seiner Meinung nach besser erkannt haben als die Empiriker. Sie haben herausgefunden, daß sich ein R a h m e n von Grundbegriffen gebildet hat, in den wir unsere Erfahrungen einordnen müssen, allein sie vermögen den Ursprung, die Entstehung dieses Rahmens nicht zu erklären. „Denn es heißt nicht diesen Rahmen erklären, wenn man sich darauf beschränkt zu sagen, daß er der Natur des menschlichen Verstandes immanent ist“ (S. 20). „Gibt man aber den sozialen Ursprung der Kategorien zu, dann wird eine neue Stellungnahme möglich“ (S. 21). Durckheim kommt in seinem Buche wiederholt auf das Erkenntnisproblem zurück und gibt am Schlusse (S. 617 ff.) eine soziologische Theorie der Begriffsbildung und der Begriffsverwertung. Er ist sich dabei der Schwierigkeit des Unternehmens voll bewußt, fühlt aber doch das Bedürfnis, das unabweisliche Problem endlich einmal ernstlich in Angriff zu nehmen. „Man wird es vielleicht“, sagt er, „allzu kühn finden, wenn ich ein so kompliziertes Problem anschneide. Um es so behandeln zu können, wie es angemessen wäre, dazu müßten die soziologischen Bedingungen der Erkenntnis besser bekannt sein, als sie es tatsächlich sind. Wir fangen eben erst an, einige dieser Bedingungen zu sehen. Die Frage ist aber so wichtig und hängt so innig mit den vorangehenden Untersuchungen zusammen, daß wir trotzdem eine Anstrengung machen müssen, sie nicht ganz unbeantwortet zu lassen. Vielleicht ist es übrigens doch nicht unmöglich, schon jetzt einige allgemeine Grundsätze festzulegen, die geeignet sind, die Lösung in helleres Licht zu setzen (à éclairer la solution).“



Das Problem einer Soziologie des Erkennens wurde also nicht bloß gesehen, sondern ist auch bereits ganz ernstlich in Angriff genommen worden. Man kann sogar schon auf einige nicht unwichtige Ergebnisse hinweisen, die durch psychologische historische und besonders durch ethnographische Untersuchungen verarbeitet wurden. Das Allerwichtigste davon sei hier zum Schlusse kurz mitgeteilt.

Aus der modernen Völkerkunde wissen wir, daß der ganz primitive Mensch uns überall auf der Erde als ein sozial gebundenes Herdentier entgegentritt. Die Seele des Einzelnen ist ganz ausgefüllt von „Kollektivvorstellungen“, in denen die emotionalen und die motorischen Elemente dominieren, während die objektiven Merkmale der Dinge fast bedeutungslos bleiben. Charakteristisch für diese sozial gebundene Geistesart der Primitiven ist nämlich der unerschütterliche Glaube an die Allgegenwart von Geistern und Dämonen, die den ganzen Naturlauf und das gesamte Leben der Menschen ausschließlich bestimmen. Der Einzelne fühlt sich nur als ein Teil, als ein Glied seines Stammes und hält an den überlieferten Anschauungen, an der überkommenen Art, die Sinneswahrnehmungen zu deuten, mit einer geradezu unglaublichen Zähigkeit fest und ist für das, was wir heute „Erfahrung“ nennen, vollkommen unzugänglich. In dieser primitiven Entwicklungsphase ist der Mensch noch ganz unfähig, theoretisch zu denken und vermag noch keineswegs gegebene Tatsachen rein objektiv zu konstatieren.

Dazu wird der Mensch erst fähig, wenn er sich aus dem Zustande der sozialen Gebundenheit erhebt und sich zu einer selbständigen, eigenkräftigen Persönlichkeit hinaufentwickelt. Dazu führt, wie ich nachgewiesen habe, die soziale Differenzierung, die zum großen Teil eine Folge der immer weiter fortschreitenden Arbeitsteilung ist. Auf diesem Wege gelangen die Menschen von selbst dazu, ihre Aufmerksamkeit auf ein engeres Gebiet zu konzentrieren. Dadurch erfahren sie viele ganz neue Dinge, von denen die Kollektivvorstellungen, d. h. die überlieferten Deutungsarten ihrer Sinneswahrnehmungen nichts enthielten. So lernt der Schmied immer neue Eigenschaften der Metalle, der Weber neue Eigentümlichkeiten der Wollfäden kennen. Erst jetzt werden die Menschen fähig, die einzelnen Tatsachen rein objektiv zu beobachten und für ihre Arbeit zu verwerten. Dadurch aber erfährt der Intellekt eine wesentliche Stärkung gegenüber den im Zustand der sozialen Gebundenheit vorherrschenden affektiven und emotionalen Elementen, und so vollzieht sich zugleich mit der

durch die Arbeitsteilung eingeleiteten **Verselbständigung** des Einzelmenschen und seiner immer größeren **Unabhängigkeit** von der Überlieferung auch eine **Intellektualisierung** der Seele. Dieser merkwürdige Zusammenhang zwischen Erkenntnis und Gesellschaft ist, soviel ich weiß, bis jetzt noch nicht bemerkt worden. Der Glaube an eine zeitlose, ganz unveränderliche logische Struktur des Menschengestes, die jeder Erfahrung und jeder Erkenntnis ihr Gepräge aufdrückt oder gar, wie die Aprioriker sagen, erst Erfahrung ermöglicht, wird durch dieses Ergebnis der soziologischen Betrachtungsweise zum mindesten stark erschüttert. Hat uns doch Levy-Brühl in seinem Buche gezeigt, daß die Geistesart der Primitiven nicht nur **mystisch** (Glaube an Geister), sondern auch **prälogisch**, d. h. für das Gesetz des Widerspruchs ganz unempfindlich ist. Der Mensch hat eben erst durch seine Befreiung aus der sozialen Gebundenheit **theoretisch denken** gelernt, und erst dadurch ist die Wissenschaft möglich und wirklich geworden.

Die Herausbildung selbständiger Persönlichkeiten hat aber noch ganz andere, für die ganze Menschheitsentwicklung höchst bedeutende Folgen gehabt. Zunächst ist durch die fortschreitende Individualisierung das seelische Inventar der Menschheit ungemein bereichert worden. Indem der einzelne Mensch mit seinen eigenen Augen sehen und mit seinem eigenen Kopf denken lernte, entdeckte er **um sich** und namentlich **in sich** immer neue Welten. Er wurde aber auch fähig, die überkommenen Glaubenssätze, Sitten, Bräuche und besonders die Rechtsordnungen vor das Forum seiner eigenen frei und stark gewordenen Vernunft und seines dadurch verfeinerten Gewissens zu zitieren. Dadurch wird nun ein für die politische und wirtschaftliche Entwicklung sehr bedeutsamer **Befreiungskampf des Einzelmenschen** eingeleitet, den wir durch mehrere Jahrtausende hindurch in der Geschichte verfolgen können. Diesen Befreiungskampf habe ich als die **individualistische Entwicklungstendenz** bezeichnet und die wichtigsten soziologischen Wirkungen derselben in der letzten (7. und 8.) Auflage meiner „Einleitung“ (S. 299 ff.) kurz dargelegt.

Für die Soziologie des Erkennens ist jedoch eine andere Grundeinsicht besonders wichtig, die ich in den letzten Jahren gewonnen und a. a. O. S. 304 ff. mitgeteilt und besprochen habe. Die individualistische Entwicklungstendenz führt nämlich zum **Universalismus** und zum **Kosmopolitismus**. Dieser Übergang vollzieht sich, wie ich gezeigt habe, mit **psychologischer**

Notwendigkeit, ist aber auch als historische Tatsache vielfach bezeugt. Aus dem erstarkten Bewußtsein des Einzelmenschen und der damit verbundenen Loslösung vom engeren Verbands des Stammes, des Staates und der Nation ist die Idee der ganzen Menschheit als einer großen Einheit und der Gedanke der allgemeinen Menschlichkeit erst hervorgegangen. Der eigenkräftig gewordene Einzelmensch wird immer stärker von der Überzeugung durchdrungen, daß das, was er in seinem Innern wahrnimmt, nichts anderes sein kann als die Stimme der allgemeinen menschlichen Vernunft, des in jeder Menschenbrust wirksamen Gefühls, des für alle gültigen menschlichen Gewissens. Daraus erklärt sich erst der bei den idealistischen Philosophen so fest gewordene Glaube an eine ewige, zeitlose und unveränderliche logische Struktur des Menschengestes. Durch den Übergang vom Individualismus zum Universalismus bildet sich ferner die Überzeugung von einem allgemeingültigen Naturrecht, von einem für alle Menschen verbindlichen Sittengesetz und der Glaube an die Möglichkeit einer Vernunftreligion, die ganz frei sein soll von autoritativ festgelegten Dogmen und sich ohne Rücksicht auf die geschichtliche Überlieferung aus dem Wesen des Menschen müsse ableiten lassen.

Aus dieser soziologischen Grundeinsicht fällt ein ganz neues Licht auf jede Art von Apriorismus und den daraus entspringenden Glauben an eine absolute, allgemeingültige und schlechthin notwendige Erkenntnis, wie er sich durch die kritische Arbeit Kants und seiner Nachfolger herausgebildet hat. Alle diese Philosopheme tragen für den soziologisch orientierten Blick ganz deutlich ihren individualistischen Ursprung zur Schau und müssen demgemäß beurteilt werden. Dies gilt auch für die in der neuesten Zeit zu so großem Ansehen gelangte Phänomenologie. Die immer nur relative, nur bedingte und niemals vollständige Unabhängigkeit von der Herrschaft sozialer Verdichtungen, die der einzelne Denker errungen hat, wird vielfach als absolute Selbständigkeit, ja als Selbstherrlichkeit betrachtet und führt zu der Annahme, daß es tatsächlich möglich sei, ganz unabhängig von der Erfahrung absolute und unbedingt gültige Erkenntnisse zu gewinnen. Das Gefühl der Evidenz, das jede tiefe Selbstschau begleitet, scheint diese Denker in ihrem individualistischen Vorurteil noch zu bestärken.

Demgegenüber muß der Soziologe darauf hinweisen, daß die soziale Gebundenheit, die bei den Primitiven das ganze Leben be-



herrscht, niemals ganz aufhört. Die Kollektivvorstellungen oder, wie ich lieber sage, die sozialen Verdichtungen bleiben auch für die bisher erreichten höchsten Entwicklungsstufen des Denkens von maßgebender Bedeutung. Schon durch die Erlernung der Sprache gelangt auch der moderne Kulturmensch unter die Herrschaft sozialer Verdichtungen und des gesellschaftlichen Milieu. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staate und zu einer bestimmten Nation übt nicht nur auf unser Fühlen und Wollen, sondern auch auf unser Denken einen großen und starken Einfluß aus. Selbst in der Wissenschaft bemerkt man bei genauerem Zusehen vielfach die Macht sozialer Verdichtungen. In den Arbeiten von Ernst Mach findet man dafür besonders lehrreiche Beispiele.

Deshalb muß meiner Überzeugung nach an die Stelle der von Kant vorgenommenen transzendentalen Analyse eine soziologische Zergliederung unserer Erkenntnisinhalte treten. Durch tiefdringende und zugleich umfassende psychologische, kulturhistorische, ethnographische, religions- und rechtsgeschichtliche Untersuchungen muß der Zusammenhang von Erkenntnis und Gesellschaft, von Tatsache und Individuum klar herausgearbeitet und so eine soziologische Kritik der menschlichen Vernunft in Angriff genommen werden. Durckheim hat mit einer solchen soziologischen Zergliederung begonnen, konnte sie aber nicht zu Ende führen, weil ihm die dazu so wichtige Grundeinsicht vom Übergang des Individualismus zum Universalismus noch unbekannt war. Jetzt aber scheint es mir möglich, auf dem gezeigten Wege weiterzuschreiten.

Scheler wird vermutlich nach anderen Methoden das wichtige Problem zu bearbeiten unternehmen. Wenn ich nun auch von meinem Standpunkte aus nicht glauben kann, daß sich hierdurch „eidetische Betrachtung“ und durch „Wesensschau“ neue und sichere Ergebnisse erzielen lassen, so sehe ich doch seinen in Aussicht gestellten Untersuchungen mit Spannung entgegen. Die geistvolle Kritik des Comteschen Positivismus, mit der er seinen Aufsatz schließt, zeigt deutlich, daß er auch auf diesem Gebiete Bedeutendes und Anregendes zu sagen hat.

## Zu W. Jerusalems „Bemerkungen“.

Von  
Max Scheler.

Die Bemerkungen W. Jerusalems zu meinem Aufsatz „Die positivistische Geschichtsphilosophie des Wissens und die Aufgaben einer Soziologie der Erkenntnis“ sehe ich als eine erfreuliche und dankenswerte Ergänzung desjenigen Teiles meiner Arbeit an, der auf die Bedeutung einer Soziologie des Erkennens und auf Vorbereitungen zu ihr hinweist. Es war mir nicht unbekannt, daß es als ein Vorzug der positivistischen Schule vor der deutschen idealistisch und spiritualistisch gerichteten Philosophie angesehen werden muß, daß sie die betreffenden Probleme schärfer gesehen und in Angriff genommen hat. Jerusalems eigene Arbeiten (siehe schon sein von ihm in obigem Aufsatz nicht zitiertes Buch über die „Urteilsfunktion“), und seinen Begriff einer „Soziologie des Erkennens“ hatte ich in meinem Seminar schon vor Jahresfrist hervorgehoben und eine kritische Auseinandersetzung damit angeregt. Die Arbeiten der Positivisten Levy-Brühl und Durkheim, die Jerusalem mit Recht hervorhebt, kenne ich zum größten Teil. Wenn ich in meinem Aufsatz diese wertvollen Arbeiten nicht eigens hervorhob, so geschah es in Konsequenz des Satzes Seite 25 meiner Arbeit: „Es ist aber ein großer Mangel und eine erhebliche Lücke, daß diejenige Philosophie, die — wie zum größten Teile die deutsche — alle positivistisch-sensualistische Erkenntnislehre als vollständig falsch und überwunden ansieht, es bisher nicht zu einer soziologischen und geschichtsphilosophischen Lehre von den Formen erkennender Kooperation und von den Entwicklungsgesetzen der verschiedenen Teile und Arten des Wissens gebracht hat, die den analogen positivistischen Lehren die Spitze bieten könnte.“ Mein Aufsatz hatte seine Adresse besonders an die Kreise deutscher Philosophen und Soziologen, die — wie Jerusalem weiß — so wie ich selbst der positivistischen Schule zum größten Teile nicht angehören. Daß überdies — genau wie ich selbst am Eingang meines Aufsatzes — die Führer des Positivismus die Soziologie des Erkennens noch

ganz in den Anfängen steckend ansehen, bezeugt der von Jerusalem selbst zitierte Satz Durkheims: „Wir fangen eben erst an, einige dieser (d. h. der soziologischen) Bedingungen des Erkennens zu sehen.“

Was Jerusalem an Resultaten der positivistischen Erkenntnissoziologie vorbringt, kann ich hier keiner Kritik unterziehen, ohne einen neuen eigenen Aufsatz zu schreiben, der zugleich die Grundlage der positivistischen Erkenntnislehre mitbetreffen müßte. Nur ein paar Anmerkungen seien gestattet:

Richtig finde ich, daß alle arbeitsteilige kritische Wissenschaft, im Unterschied zu Mythos, Gemeinschaftsreligion usw., erstens auf dem Boden der individualistischen „Gesellschaft“ (im Sinne von Toennies; siehe hierzu mein Buch: „Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik“, S. 540–596), zweitens auf dem Boden praktischer Berufs- und Fachteilung der sozialen Gruppen entstanden ist; drittens, daß diesem steigenden Individualismus und zunehmender Differenzierung eine Abart des Menschheitsgedankens entspricht (z. B. Stoa; siehe dazu G. Simmel, der in seiner „Sozialen Differenzierung“ den Zusammenhang zwischen „Individualismus“ und „Universalismus“ schon vor Jerusalem scharf herausgestellt hatte). Da diese Entfaltungsrichtung auf Individualismus und „Gesellschaft“ der modernen Geschichte des Abendlandes entspricht und den asiatischen Seins- und Bildungskulturen im großen ganzen fehlt, so ist nur im Abendlande eine erheblichere arbeitsteiligere positive Fachwissenschaft entstanden. Unrichtig finde ich, daß alle soziale Differenzierung aus Arbeitsteilung zur Deckung eines gesellschaftlichen Bedarfs erwachsen sei. Der erste Grund zur sozialen Differenzierung ist Verschiedenheit in den angeborenen Begabungen und Befähigungen der Gruppen (nach Rassen, Erbwerten usw.), und erst innerhalb der Differenzierungen der Blutsanlagen und der aus ihnen mitbedingten politischen Machtstellungen der Gruppen wirkt die Arbeitsteilung differenzierend. „Kasten“ und „Stände“ und ihre Erkenntnisgemeinschaften gehen nicht aus Arbeitsteilung hervor, sondern schreiben dieser ihre Richtung vor. Die Philosophie ist anderen — auch anderen sozialen — Ursprungs wie die positiven Fachwissenschaften, die in den Arbeitserfahrungen der gewerblichen Berufe an der Materie entspringen. Freiheit von der Arbeit und Muße zur Kontemplation der Welt ist ihr Ursprung.

Den interessanten Versuch Levy-Brühls und Durkheims, die sog. Verstandeskategorien, d. h. die Struktur des menschlichen Verstandes selbst, welche die transzendente Schule für eine über-



individuelle, einheitliche, unableitbare Mitgift des Menscheistes hält, soziologisch genetisch herzuleiten (nicht biologisch durch Vererbung erworbener Eigenschaften wie Spencer), erscheint mir allerdings genau so undurchführbar wie H. Spencers Unternehmen. Nicht nur, weil die Soziologie selbst durch diese Kategorien und ihre gegenständliche Gültigkeit ebenso bedingt ist wie jede andere Erkenntnis, sondern auch darum, weil das Wesen der Erkenntnis von ihren soziologischen Realisierungsbedingungen geschieden und für sich untersucht werden muß, und weil eine soziologische Genese niemals die gegenständliche Gültigkeit der Kategorien verständlich machen könnte.

Dagegen irrt Jerusalem — wenigstens für meine Person —, wenn er bemerkt: „Alle diese Philosopheme (sc. des Apriorismus) tragen für den soziologisch orientierten Blick ganz deutlich ihren individualistischen Ursprung zur Schau und müssen demgemäß beurteilt werden. Dasselbe gilt auch für die in der neuesten Zeit zu so großem Ansehen gelangte Phänomenologie.“ Nein: es gilt für Kant und für allen auf Kant beruhenden Apriorismus. Es gilt nicht für die Phänomenologie. In meinem Buche „Vom Ewigen im Menschen“, Bd. I, findet Jerusalem (S. 440—467) einen größeren Abschnitt, in dem das Kantische Vorurteil einer einheitlichen, allmenschlichen, subjektiven Verstandesstruktur eingehend widerlegt wird. Schon in dem Abschnitt meines Buches „Der Genius des Krieges“, der betitelt ist „Von der geistigen Einheit Europas“, heißt es: „Die Kategorien Kants sind nur die Kategorien des europäischen Denkens.“ Im obengenannten Abschnitt des Buches „Vom Ewigen im Menschen“ heißt es Seite 441: „Unser Denken und Erkennen vermag nichts zu ‚schaffen‘, zu ‚produzieren‘, zu ‚formen‘ — es seien denn Fikta und Zeichen. Sowohl der ordnungslose, gestalt- und formfreie Empfindungsstoff wie die nirgends vorfindbaren Funktionen gesetzlicher Synthesis (Kategorialfunktionen) sind pure, sich gegenseitig bedingende Erfindungen Kants. Die Formeinheiten, die Kant als Beispiele seiner ‚Kategorien‘ aufführt und noch viele andere, die er nicht aufführt, sind viel mehr Gegenstandsbestimmtheiten, die zum ‚Gegebenen‘ selbst gehören: so Substanz und Kausalität, die Relationen, die Gestalten usw.“ Nachdem dann gezeigt wird, daß die Verstandesorganisation für die größten unterscheidbaren Kulturkreise der Menschheit und für die Primitiven eine verschiedenartige ist, und daß sie durch „Funktionalisierung von Wesensanschauungen“ je erst entstanden gedacht werden müsse, heißt es nach einer kritischen Prüfung der Hegelschen und Spencerschen Lehre von den Kategorien (S. 452): „Bei

beiden gibt es keine ursprünglich verschiedenen vernunftgestaltenden geistigen Prozesse der Wesensanschauung; bei beiden kein wahres Wachstum (resp. wahre Abnahme) des vernünftigen Geistes selbst (nicht nur Kumulation seiner Werke, seiner Anwendung und Übung in Erkenntnis der Welt). Und das ist mit ein Grund, daß beide in ihrer geschichtsphilosophischen und soziologischen Lehre, d. h. in der Anwendung dieser Geistestheorie, durchaus in den engsten Grenzen dessen, was ich andernorts „Europäismus“ genannt habe, eingeschlossen bleiben.

Im Gegensatz zu diesen Anschauungen behaupte ich ein Vernunftwerden durch Funktionalisierung von Wesensanschauung, und zwar ein so geartetes, das über den formalsten Gehalt dieser Wesensanschauungen hinaus innerhalb der verschiedenen großen Gruppen der gegliederten Menschheit zu verschiedenen Vernunftgestaltungen geführt hat; das ferner zu wahren Wachstum (und wahrer Abnahme) der höheren und höchsten Geisteskräfte des Menschen führen kann und tatsächlich geführt hat. Da — um im Bilde zu reden — der menschliche Geist nicht nur in verschiedene Teile der einen zufälligen „wirklichen“ Welt hineingeschaut und diese Teile vernünftig geformt und gebildet hat, sondern von Hause aus auch in verschiedene Teile der einen Wesenswelt, mußten auch seine rechtsgültigen apriorischen Funktionsformen (durch Funktionalisierung des so Erschauten) verschiedenartig werden — was doch keineswegs ausschließt, daß jeder dieser Ein- und Durchblicke in und durch die Wesenssphäre evident, wahr und rechtsgültig ist. Nur das folgt daraus, daß „die großen menschlichen Kulturen und Erkenntniszusammenhänge — schon auf dem Niveau des apriorischen Wissens — gegenseitig unvertretbar und unersetzlich sind, und daß es mithin nicht in historischem Inhalt oder im Inhalt des Blutes und der Rasseanlagen — geschweige gar in bloßer Arbeitsteilung —, sondern im Wesen von Vernunft und Erkenntnis selbst gelegen ist, daß nur ein Miteinander des Erkennens, eine Kooperation der Teile der Menschheit in allen höchsten Geistestätigkeiten (auch bei idealer Rechtheit ihrer Anwendung) eine vollständige Erkenntnis der Wesenswelt zu leisten vermag.“

Auch ich sage daher gegen die Kantianer mit Durckheim: „Denn es heißt nicht diesen Rahmen (dem wir die zufälligen Tatsachen unterordnen) erklären, wenn man sich darauf beschränkt, zu sagen, daß er der Natur des menschlichen Verstandes immanent sei“. Auch ich gebe ferner zu, daß es eine prälogische Stufe des menschlichen Bewußtseins gegeben haben könne (in dem z. B. der Wider-

spruch mit „gutem“ logischen Gewissen vollzogen wurde), ja, halte diesen Zustand in gewissen totemistischen Identitätsvorstellungen von Menschen und Totemtieren sogar verwirklicht. Der Satz des Widerspruchs ist eben nicht ein ‚Naturgesetz des menschlichen Bewußtseins‘, sondern beruht auf einer Wesensanschauung an dem Sein der Gegenstände, die freilich vom Quantum der zufälligen Erfahrung unabhängig — insofern also *a priori* gültig — ist, aber gleichwohl sich irgend einmal funktionalisiert haben muß, um zu einem ‚Verstandesgesetz‘ zu werden.“

Aus diesen Andeutungen möge Jerusalem ersehen, daß trotz der verschiedenen philosophischen Grundlagen unserer beiderseitigen „Soziologie der Erkenntnis“ ein fruchtbares Zusammenarbeiten in noch weiterem Umfange in diesen wichtigen Dingen möglich sein wird, als er selbst am Schlusse seiner Arbeit anzunehmen für gut befunden hat.

Ein Programm für dieses ganze Gebiet aufzustellen, in dem auch die von Jerusalem angedeuteten Probleme vorkommen, lag nicht in der Absicht jenes Aufsatzes und verbot überdies der Raum.



## Zur Frage der Klassenbildung<sup>1)</sup>.

Von  
P. Mombert.

Im Jahrgange 1920 von Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft hatte ich in einem kleinen Aufsätze über die Tatsachen der Klassenbildung den Versuch gemacht, die Ergebnisse der bisherigen, so zerstreuten Arbeiten über diese Frage zusammenzufassen und damit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf dieses, bisher noch wenig untersuchte und doch so wichtige Gebiet zu lenken. Ich war damals vor allem zu dem Ergebnis gekommen, daß der übergangslose Wechsel innerhalb der verschiedenen sozialen Schichten, besonders der unmittelbare Aufstieg von unten nach oben aus auf der Hand liegenden Gründen heute einer sehr seltene Erscheinung ist, daß dagegen ein solcher Wechsel unter Übergängen relativ häufig vorkommt. Solche Verschiebungen vollziehen sich fortdauernd, wenn auch erst im Verlaufe einiger Generationen. Der soziale Auf- und Abstieg, vor allem aber der erstere, geht, soweit wir es zu erkennen vermögen, in etappenweiser Form vor sich. Denn erst auf solchen Umwegen kann das in den meisten Fällen durch das Besitzmoment geschaffene Hindernis für den sozialen Aufstieg nach und nach überbrückt werden.

Ich möchte an dieser Stelle nun versuchen, das damals über diese Zusammenhänge Gesagte, noch mit einigem neuerem Material zu belegen. Es kommt also zunächst darauf an, die soziale Herkunft höherer sozialer Schichten bzw. Berufe kennenzulernen. Die folgende Aufstellung baut sich auf Material auf, dessen Kenntnis ich dem Entgegenkommen des badischen Justizministeriums zu verdanken habe. Die Aufstellung gibt ein Bild von der sozialen Herkunft von 1653 Kandidaten, welche in den Jahren 1898—1921 zu der ersten badischen juristischen Prüfung zugelassen worden sind, also die Absicht hatten, sich dem höheren Staats- oder Kommundienst oder einem höheren freien Berufe zuzuwenden. Aus den Akten ließ sich nur der Beruf und die Berufsstellung des Vaters feststellen, während über denjenigen des Großvaters, der Natur dieser Quelle entsprechend, in ihnen nichts erhalten war.

Es waren die Väter:

1. Höhere Staats-, Kommunalbeamte, Offiziere u. dgl. in 322 Fällen,	
2. Geistliche . . . . .	40 "
3. Höhere freie Berufe, wie z. B. Ärzte, Anwälte, Architekten u. dgl. . . . .	126 "
4. Fabrikanten . . . . .	87 "
5. Kaufleute, Apotheker . . . . .	348 "
6. Landwirte . . . . .	85 "

Übertrag 1008 Fällen

<sup>1)</sup> Auf S. 96 dieses Heftes wird Ferdinand Schmid's Schrift über Statistik und Soziologie angezeigt. Als ein Beispiel der Beziehungen zwischen den beiden Wissenschaften veröffentlichen wir diese Arbeit. (Redaktion.)

	Übertrag 1008 Fällen
7. Lehrer ohne akademische Bildung . . . . .	in 139 „
8. Mittlere Staats- und Kommunalbeamte . . . . .	„ 164 „
9. Untere Staats- und Kommunalbeamte . . . . .	„ 77 „
10. Gastwirte . . . . .	„ 45 „
11. Handwerker, Kleinhandel . . . . .	„ 104 „
12. Privatangestellte, Privatbeamte . . . . .	„ 26 „
13. Lohnarbeiter, niedere Angestellte . . . . .	„ 5 „
14. Privatiers . . . . .	„ 85 „
	<hr/> Zusammen 1653 Fällen.

Man sieht, wie stark der soziale Auftrieb bei den Angehörigen dieser Berufe in Baden gewesen ist. Dabei ist noch zu bedenken, daß bei der Struktur der badischen Landwirtschaft es sich bei denjenigen Vätern, welche Landwirte waren, so gut wie kaum um Großgrundbesitzer, sondern jedenfalls fast ausschließlich um Angehörige der bäuerlichen Bevölkerung gehandelt hat. Wenn man in all denjenigen Fällen von einem sozialen Aufstieg sprechen will, in welchem die Väter Landwirte, Lehrer ohne akademische Bildung, mittlere und untere Staats- und Kommunalbeamte, Gastwirte, Handwerker, Kleinhändler, Privatangestellte, Privatbeamte, niedere Angestellte und Lohnarbeiter gewesen sind, so ergibt sich, daß in 645 oder in fast 40 % aller Fälle die Väter diesen eben genannten Berufen und Berufsstellungen angehört haben.

Würde das in dieser Tabelle verarbeitete Material es gestattet haben, auch noch die Berufe der Großväter festzustellen, dann wäre ganz zweifellos dieser soziale Auftrieb noch weit stärker zum Ausdruck gekommen, als es jetzt lediglich bei der Betrachtung der Berufe und Berufsstellungen der Väter der Fall gewesen ist. Man hätte dann jedenfalls gesehen, daß einmal ein wesentlich größerer Teil derjenigen, welche sich diesen höheren Berufen widmen wollten, den eben genannten Schichten, den Lehrern, den Landwirten, den Handwerkern usw., entstammte und daß dabei unter den Großvätern Berufe, wie untere Beamte, Lohnarbeiter u. dgl., wohl einen noch stärkeren Anteil gehabt hätten, als es bei den Vätern der Fall gewesen ist.

Eine neuere Arbeit <sup>1)</sup> bietet nun die Möglichkeit, für diese höheren Berufe, wenn auch auf einer ziemlich schmalen Unterlage, das eben Gesagte mit Zahlen zu belegen. Von 88 Professoren und Lehramtskandidaten an den Mittelschulen einer größeren süddeutschen Stadt gehörten in 60 % aller Fälle die Väter den Berufen der Landwirte, der selbständigen Handwerker, der Lehrer ohne akademische Bildung, den mittleren und unteren Beamten und der Arbeiterschaft an, während von den Großvätern dieser betrachteten Personen 75 % diesen Berufen bzw. Berufsstellungen angehört haben. Die Väter waren in 15 Fällen Handwerker, untere Beamte oder Arbeiter, bei den Großvätern traf dies in 28 Fällen zu. Schon hieraus erkennt man, wie notwendig es ist, um die Art des sozialen Aufstieges zu untersuchen, auch auf den Beruf und die soziale Stellung des Großvaters einzugehen.

Da in den eben betrachteten Fällen die statistische Unterlage etwas schmal war und bei den oben betrachteten Teilnehmern an der ersten juristischen Prüfung der Beruf des Großvaters unbekannt geblieben war, so muß man den Versuch machen, andere Wege einzuschlagen, um in ausreichender Weise diese Zusammenhänge zahlenmäßig festzustellen. Die bisherigen Ausführungen, ebenso wie andere Untersuchungen, über welche ich in dem eingangs genannten Aufsätze in Schmollers Jahrbuch berichtet habe, zeigen zur Genüge, in welchem erheblichem Umfange sich die höheren sozialen Schichten und Berufe aus den Mittelschichten rekrutieren. Auf diese Tatsache hat schon

<sup>1)</sup> Karl Schreiner, Beitrag zu den Untersuchungen über die Tatsachen der Klassenbildung. Diss. Freiburg 1921.

Rienhardt hingewiesen: „Die Beamten und Lehrer ohne akademische Bildung und neuerdings auch die Privatbeamten in untergeordneter Stellung, die alle überwiegend aus den unteren Erwerbsschichten hervorgehen, bilden in der aufsteigenden Klassenbewegung die Mittelstufe für den Übergang in die höheren Klassen<sup>1)</sup>.“

Da es nun auf Grund des zur Verfügung stehenden Materials nicht möglich ist, auf genügend breiter Grundlage auch den Beruf der Großväter derjenigen, welche in höhere soziale Stellungen einrücken, festzustellen, so muß man von diesen mittleren Berufen selbst ausgehen und die Herkunft derer untersuchen, welche diesen Berufen angehören. Das soll im folgenden auf Grund einiger Feststellungen von Schreiner geschehen.

Er hat einmal bei 6373 badischen Lehrerseminaristen den Beruf und die Berufsstellung des Vaters und bei 75 mittleren und 113 unteren Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten den Beruf und die Berufsstellung von Vater und Großvater festgestellt. Die beiden folgenden Tabellen sind nach seinen Erhebungen zusammengestellt.

In den Jahren 1905/06 bis 1918/19 gehörten die Väter von 6373 badischen Lehrerseminaristen den nebenstehenden Berufen an:

1. Höhere freie (akad.) Berufe . . . . .	in 38 Fällen,
2. Höhere Beamte (Akad.) . . . . .	„ 22 „
3. Größere Kaufleute, Unternehmer . . . . .	„ 82 „
4. Rentner . . . . .	„ 70 „
5. Mittlere Beamte . . . . .	„ 488 „
6. Lehrer . . . . .	„ 784 „
7. Selbständige Kaufleute, Wirte . . . . .	„ 728 „
8. Höhere kaufmännische Angestellte . . . . .	„ 46 „
9. Selbständige Landwirte . . . . .	„ 1133 „
10. Selbständige Handwerker . . . . .	„ 895 „
11. Untere Beamte in gehobener Stellung . . . . .	„ 906 „
12. Mittlere Militärbeamte, Schutzleute . . . . .	„ 48 „
13. Gemeindebeamte und mittlere freie Berufe . . . . .	„ 191 „
14. Kunsthandwerker, qualifizierte Arbeiter . . . . .	„ 72 „
15. Unbestimmt, ob selbständiger Handwerker oder qualifizierter Arbeiter . . . . .	„ 207 „
16. Untere kaufmännische Angestellte . . . . .	„ 132 „
17. Gelernte Arbeiter . . . . .	„ 240 „
18. Untere Beamte und Bedienstete . . . . .	„ 227 „
19. Ungelernte und landwirtschaftliche Arbeiter . . . . .	„ 64 „

Bei 75 mittleren und 113 unteren Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten hatten den nebenstehenden Beruf:

	Bei den mittleren Beamten:		Bei den unteren Beamten:	
	die Großväter	die Väter	die Großväter	die Väter
1. Höhere freie oder Beamtenberufe (akad.), größere Kaufleute . . . . .	5	9	1	1
2. Mittlere Beamte . . . . .	5	4	1	—
3. Lehrer . . . . .	2	5	1	—
4. Selbständige Kaufleute, Wirte . . . . .	7	6	2	4
5. Selbständige Landwirte . . . . .	39	24	65	31
6. Selbständige Handwerker . . . . .	10	10	20	19
7. Untere Beamte in gehob. Stellung . . . . .	2	7	—	12
8. Höhere kaufmännische Angestellte . . . . .	1	—	—	—

<sup>1)</sup> Das Universitätsstudium der Württemberger seit der Reichsgründung. Tübingen 1916.



	Bei den mittleren Beamten:		Bei den unteren Beamten:	
	die Großväter	die Väter	die Großväter	die Väter
9. Unbestimmt, ob selbständ. Handwerker oder qualif. Arbeiter . . . .	—	2	10	8
10. Untere kaufmännische Angestellte . . . .	—	—	4	4
11. Qualifizierte u. gelernte Arbeiter . . . .	2	4	3	10
12. Untere Beamte u. Bedienstete . . . .	—	3	1	17
13. Ungelernte u. landwirtsch. Arbeiter	2	1	5	7

Wenn wir uns zunächst den Lehrerseminaristen — es handelt sich um die Mitglieder der drei badischen Lehrerseminare in dem genannten Zeitraume — zuwenden, so können wir auch hier zunächst einen sehr starken sozialen Auftrieb feststellen. Nimmt man nur die vier unteren Reihen der Tabelle, so sieht man, daß in mehr als 10 % aller Fälle die Väter untere kaufmännische Angestellte, untere Beamte und Bedienstete oder Arbeiter gewesen sind. Besonders die Arbeiterschaft hat ein nicht unerhebliches Kontingent dabei gestellt. Dabei sei von den übrigen Fällen, in welchen die Väter kleine Landwirte, Handwerker oder untere Beamte in gehobener Stellung waren und in denen man auch im allgemeinen von einem sozialen Aufstieg sprechen kann, ganz abgesehen.

Konnte hier nur der Beruf und die Berufsstellung des Vaters festgestellt werden, so stand bei den Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten auch derjenige des Großvaters zur Verfügung. Wenn wir hierbei nur die mittleren Beamten betrachten, so ergibt sich, daß auch hier bei den Vätern etwa 10 % aus den Kreisen der unteren kaufmännischen Angestellten, Beamten und Arbeiter stammten. Dagegen ist der Anteil, den Landwirtschaft und Handwerk bei den Großvätern gehabt hat, ganz erheblich größer als bei den Vätern.

So dünn auch das zu Gebote stehende Zahlenmaterial ist, so kann man doch daraus deutlich entnehmen, wie sich die oberen Schichten aus den mittleren und diese wieder aus den unteren rekrutieren, wie sich also dauernd ein etappenweiser Aufstieg vollzieht, während der übergangslose Aufstieg unter Überspringung der Mittelstufe, die seltene Ausnahme ist. Man darf dabei aber auch nicht außer acht lassen, daß, wie die Zahlen zeigen, bei den mittleren Beamten ein nicht unerheblicher Teil aus höheren sozialen Schichten stammt. Es mag also sein, eine Frage, welche auf Grund des vorhandenen Materials nicht beantwortet werden kann, daß es sich bei dem Aufstieg aus den mittleren in die höheren Stufen vielfach nur um einen Wiederaufstieg von Familien handelt, welche schon früher diesen höheren Stufen angehört haben. Es wäre natürlich unter den verschiedensten Gesichtspunkten von Wichtigkeit, festzustellen, in welchem Umfange solche Deklassierungen eine dauernde Erscheinung sind, oder in welchem Maße über kurz oder lang ein neuer Aufstieg stattfindet.

Man sieht auch deutlich, welch starkes Kontingent, gerade auch infolge dieses etappenweisen Aufstieges, die landwirtschaftliche Bevölkerung zu diesen höheren und vorwiegend städtischen Berufen stellt. Man kann auch deutlich beobachten, daß dieses Kontingent um so geringer ist, um je höhere Berufe und Berufsstellungen es sich dabei handelt, und daß diese ländliche Herkunft naturgemäß bei den Großvätern wesentlich häufiger vorkommt als bei den Vätern. Das ergibt sich aus der folgenden kleinen Aufstellung.

Von 100 Fällen gehörten der landwirtschaftlichen Bevölkerung an von den:

	Vätern:	Großvätern:
1. Bei den Teilnehmern an der ersten juristischen Prüfung . . . . .	5,1	—
2. Bei den Professoren und Lehramtspraktikanten . . . . .	12,5	36,8
3. Bei den Lehrerseminaristen . . . . .	17,8	—

	Vätern:	Großvätern:
4. Bei den mittleren Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten . . . . .	32,0	52,0
5. Bei den unteren Post-, Telegraphen- und Eisenbahnbeamten . . . . .	27,4	57,5

Solche Untersuchungen können auch dadurch weitergeführt werden, daß, wie Schreiner es auch an einigen Stellen getan hat, auch die Berufe der in der Berufsausbildung begriffenen Kinder festgestellt werden. Auf diese Weise kann man einen Überblick über die Entwicklung in vier Generationen erhalten. Es wird natürlich aus Gründen des Alters immer nur ein beschränkter Kreis der befragten Personen sein, bei welchen die Kinder schon in der Berufsausbildung begriffen sind, bei denen man also in dieser Hinsicht eine befriedigende Antwort bekommen kann. Von Bedeutung wäre es dann auch ferner bei solchen Untersuchungen, auch den Beruf und die Berufsstellung der Geschwister, vor allem der männlichen, festzustellen. Man könnte dann auch Anhaltspunkte dafür bekommen, daß doch viel häufiger, als man gemeinhin annimmt, im Verlauf bereits weniger Generationen, die Glieder einer Familie sozial auseinandergehen und in gesellschaftlich verschiedene Sphären einmünden.

## II. Spezieller Teil: Archiv für Beziehungslehre.

### Skizze einer allgemeinen Gruppenlehre.

(Auszug aus dem Entwurfe eines Systems der Soziologie.)

Nach hinterlassenen Aufzeichnungen des verstorbenen Prof. Dr. Willy Wygodzinski (Bonn).

Bearbeitet von

Hildegard Steinberg-Wygodzinski,

stud. rer. pol.

Allen Arten der Gesellung — Klub, Kirchengemeinde, Spielpartie, Beamtenkörper — ist die Entäußerung von Individualität zugunsten der Gruppe gemeinsam. Sie kann vorübergehend oder dauernd, gezwungen oder freiwillig sein, einen Teilausschnitt oder einen großen Teil der Persönlichkeit umfassen. Die Fähigkeit der Vergesellschaftung, der Einordnung in die Gruppe, der Entäußerung des Sonderwillens nennen wir *S o z i a l i t ä t*, die sehr verschieden ist nach Individuen (Eigenbrödler), Gruppen und Zeiten (Mittelalter — Renaissance). Ihre Grenzen sind Pansozialität, d. h. völliges Aufgehen in der Gesellschaft und Asozialität, d. h. völlige Auflehnung gegen die Gesellschaft, dabei sind zahlreiche Zwischenstufen vorhanden. Diese Elementartatsache ist nicht im Bewußtsein der Menschen begründet; die Grundtatsache ist hier eine stete, bewußte oder unbewußte Reaktion des Individuums gegenüber der Gesellschaft.

Die Gruppe ist die jeweilige Erscheinungsform eines Gesellschaftsteils. Sie besteht aus Individuen, die Bewußtsein und Willen haben. Als erstes entsteht die Frage, ob ein Gruppenbewußtsein, ein Gruppenwillen vorhanden ist. Dieses kann nur zur Empfindung kommen durch einen etwaigen Gegensatz zum Einzelbewußtsein und -willen. Tatsächlich zeigt sich ein solcher als vorhanden, z. B. wenn man trotz Langeweile in einer Gesellschaft bleibt. Die Spannung zwischen Einzel- und Gruppenwillen kann durch Tradition oder durch Zwang des Mehrheits-



willens überwunden werden. Die Gruppe existiert im und durch das Bewußtsein mindestens der Mehrheit ihrer Mitglieder. Fast immer besteht nicht nur ein allgemeiner Zusammenhang zwischen den Gruppenindividuen, sondern auch eine Gruppengliederung. Die Tatsache des Zusammenhangs zwischen den Individuen nennen wir *Kohäsion* der Gesellschaft bzw. der Gruppe. Dabei kommen die drei verschiedenen Faktoren der Stärke oder Kohäsionsintensität, der Dauer und der Mittel des Zusammenhangs in Betracht. Die Kohäsionsintensität ist um so stärker, je intensiver der Zusammenhang mit der Gruppe die Wesensinteressen des Individuums berührt. Die normal funktionierende Gruppe verstärkt ihre Existenz durch Vermehrung der Intensität der Mitgliedschaft. Unter Umständen wird Zwang angewandt (Heer); dem gleichen Zwecke dienen Sicherung gegen Austritt und Wertbetonung der Angehörigkeit einer Gruppe (*civis Romanus sum*).

Die Intensität der Gruppe ist ferner abhängig von der Stärke ihrer Lebensfunktionen. Sind die Gruppen wesensgleich, so entsteht die Frage nach dem Intensitätsgrad ihrer Kohäsion. Im allgemeinen verhält sich die Intensität der Gruppe — unter sonst gleichen Bedingungen — umgekehrt wie ihre Größe. Bei größerer Gruppe sind daher stärkere Antriebe nötig. Hieraus entstehen wichtige Probleme für die Politik, wie Überwindung des Partikularismus. Mit fortschreitender geschichtlicher Entwicklung gehört der Mensch gleichzeitig immer mehr Gruppen an, von denen, im Gegensatz zu früher, eine große Anzahl unbetont (ohne Zeremoniell) bleibt.

Die Intensität der Gruppe ist abhängig von dem Umfang ihrer Inhalte. Das bedeutet eine Abschwächung im Laufe der Geschichte. So wächst und sinkt die Intensität der Gruppe mit der Zahl der verbindenden Inhalte und Zwecke.

Ebenso verschieden wie die Intensität ist auch die Dauer der Gruppe, mit der die Leistungsfähigkeit eng zusammenhängt. Nach Inhalten sind Augenblicksgruppe (Auflauf, Gespräche) und Dauergruppe (AG., Lebensgemeinschaft) zu unterscheiden. Da eventuell die Menschen oder ihre seelischen Stimmungen wechseln, ist Voraussetzung jeder Dauer die Tradition. Die Dauer einer Gruppe ist abhängig von der Bewußtseinsdauer in bezug auf die verbindenden Inhalte und Zwecke. Mit schwindendem Einheitsbewußtsein zerfällt die Gruppe. Traditionsdauer und Gruppenexistenz können vorübergehend auseinanderfallen. Die Tradition überdauert die Gruppe (Seminarleiter und ältere Mitglieder), oder die Gruppe überdauert die Tradition (Erlöschen des sexuellen Aufflammens). Die

Kohäsion der Gruppe beruht formal auf Freiwilligkeit oder Zwang. Es gibt die verschiedensten Grade der Freiwilligkeit vom bewußten Willen oder intellektueller Einsicht aus Zweckmäßigkeitstreben bis zur bloßen Trägheit. Der Zwang ist entweder sachlicher oder persönlicher Art durch Gesetz und Gewalt, die beide neben die Tradition treten. Der Zwang bedingt Kraftaufwand, zu dessen Ersparung die Tendenz zu seiner Ersetzung durch Freiheit besteht; denn die Gruppe hat die Tendenz, ihre Kohäsion mit dem geringsten Kraftaufwand zu erhalten. Das Mittel dazu ist die Stärkung der Sozialität, d. h. Überwindung und Abschwächung des Gegensatzes von individuellem und sozialem Interesse auf dem Wege der Erziehung und Schulung im Gruppengeiste und der Nutzung des individuellen Interesses im Gruppeninteresse durch soziale Qualifizierung und Disqualifizierung.

Die Gruppe hat, wie gesagt, aus Sozialität wie aus Zweckgründen heraus die Tendenz, sich zu gliedern; aus der ungegliederten **bl o ß e n M a s s e** wird ein vorübergehendes **A g g r e g a t** oder endlich eine dauernde **O r g a n i s a t i o n**. Gliederung und Kohäsion sind nicht identisch. Die Gliederung der Gruppe ist notwendig für jede Betätigung über den Augenblick hinaus; je komplizierter ihre Aufgabe, je länger die Aufgabedauer, um so straffere Organisation ist erforderlich. Die Gliederung ist entweder horizontal oder vertikal, wobei die Gruppenmitglieder gleich- bzw. übergeordnet sind. Die Ursache zu der letzteren Gliederungsform liegt in der Natur des Gruppeninhalts oder -zwecks und in der Natur der Gruppenbildung. In der Gleich- oder Überordnung ist ein innerer Gegensatz ausgedrückt; es herrscht ein steter Kampf zwischen diesen beiden Prinzipien des Genossenschaftlichen und Herrschaftlichen oder der Majorität (Demokratie) und der Autorität. Da die Gruppe die Tendenz hat, die Kohäsion mit den geringsten Mitteln zu erhalten, die Gliederung aber die Kohäsion stärkt, so herrscht auch die Tendenz, die gegebene Gliederung zu erhalten. Deshalb stoßen alle auch berechtigten Neugliederungen auf nicht nur auf Eigeninteresse beruhende Widerstände. Jede Gliederung hat ihre natürliche und gesellschaftliche Ursache und dient damit der Erreichung des Gruppenzwecks.

Wir sehen überall Gruppen von verschiedener Größe. Diese Größenunterschiede sind zum Teil dem Wesen der Gruppe inhärent (Staat — Gemeinde — Familie), zum Teil gehen sie nur aus äußeren Umständen hervor. Zu unterscheiden sind die Rückwirkungen der Größe nach innen und außen. Je größer die Gruppe, um so mehr werden sachliche statt persönlicher Momente des Zusammenhalts

erforderlich. Folglich wird mit Wachstum der Gruppe immer schärfere Organisation notwendig. Mit Größer- oder Kleinerwerden der Gruppe ändert sich auch der Gruppencharakter; die Quantität schlägt in Qualität um (Hegel). Die absoluten Größenverhältnisse wie die Änderungen wirken auf die Leistungsfähigkeit der Gruppe. Kleinere Repräsentationskörperschaften (Vorstände, Arbeitsausschüsse) sind zumeist leistungsfähiger als die ganze Gruppe. Sonst aber finden wir auch häufig die größere Leistungsfähigkeit der größeren Gruppe (Heer; Großstaat — Kleinstaat). Der qualitative Grund hierfür ist die Möglichkeit zu Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung, der quantitative das Vorhandensein größerer Mittel. Andererseits besitzt die kleinere Gruppe eine stärkere Fähigkeit der Willensbildung. Die Arbeitsleistung der Gruppe steigt, die Willensleistung sinkt im Verhältnis zur Größe, und zwar überproportional und qualitativ. Außerdem hat jede Gruppe ihre nach den Umständen wechselnden Optimalgrenzen.

Das dynamische Verhalten der Gruppe bekundet sich in ihrer Tätigkeit, Entstehung, Umbildung und Endigung. Im einzelnen sind dabei fünf Faktoren gesondert zu betrachten:

1. Entstehung der Gruppe;
2. Bewegung der Gruppe (Stoffwechsel);
3. Hemmungen und Widerstände gegen Gruppenbildung;
4. normales Funktionieren;
5. Endigung der Gruppe.

Bei Analyse treffen wir auf vier äußere Entstehungsursachen. Es sind:

1. Der Zufall, der uns täglich — bei Ausflügen usw. — in Gruppen hinein- und wieder herausführt.
2. Der Trieb, der überall da vorhanden ist, wo Zu- und Abneigungsgefühle im Spiele sind.
3. Der Wille, der überall bei Begründung eines rechtlichen Verhältnisses oder da, wo die Möglichkeit eines bewußten Anderswollens existiert, ausschlaggebend ist.
4. Der Zwang, ausgeübt durch die größere Körperschaft bzw. die Gruppe selbst im Interesse der Gruppe oder einer übergeordneten Organisation. Besonders in den Fällen des Willens und Zwangs kann eine Änderung des gesellschaftlichen Charakters durch die Wandlung der Ursachen der Gruppenbildung eintreten (freie Gruppe wird durch Rechtsschutz zur Zwangsgruppe).

Innere Ursachen der Gruppenbildung sind teils naturgegebene (Wohngemeinschaft, Verwandtschaft usw.), teils historisch gegebene (Stand der Wirtschaft und Technik, rechtliche Ord-



nung und Besitzverteilung, transzendente Ideen). Diese Ursachen können sich unter sich aufs mannigfachste kombinieren.

Jede Gruppe sucht ihr Ziel zu erreichen und sich auszuwirken. Hierzu muß die Struktur ihrer Elemente bis zu einem gewissen Grade gleichartig sein. Da dies nicht immer der Fall ist, herrscht die Tendenz zu einer idealen Form und das Streben nach H o m o g e n i s i e r u n g , d. h. Vollkommenheit durch Gleichartigkeit. Die Gruppe bedarf aber auch der Gliederung und darum der Verschiedenheit ihrer Einzelteile; wir finden ein Streben nach D i f f e r e n z i e r u n g , d. h. Vollkommenheit durch Ungleichartigkeit. Die Individuen leben zum Teil außerhalb oder in anderen Gruppen, dadurch entsteht eine ständige Bewegung zu der Gruppe hin oder von ihr fort. Das Gleichartige wird eingereiht und angezogen ein Prozeß der A s s o z i a t i o n , Ungleichartiges abgestoßen im Vorgang der D i s s o z i a t i o n . Auch die Gruppenintensität ist ein dynamischer Faktor. Die Sozialität ist nicht immer gleich wirksam; bald ist sie stärker, bald schwächer. Daraus entsteht ein ständiger Intensitätswandel, bestehend in Intensivierung oder Lockerung. Endlich kann die Gruppe auch eine Änderung ihres Inhaltes erfahren, die sich in Verengerung oder Erweiterung äußert.

Die Umstände, unter denen Assoziation und Dissoziation erfolgen, sind hier gleichgültig; das Problem ist nur die Anziehung oder Abstoßung des Individuums durch die Gesellschaft. Die Assoziation setzt das Vorhandensein verbindender Zwecke oder Bewußtseinsinhalte voraus. Die Dissoziation hat zur Ursache: das Erlöschen des assoziativen Elements oder die Entstehung stärkerer, andersgearteter Assoziationen oder die Verstärkung individualistischer Tendenzen überhaupt. Der Verlauf der Geschichte wird zum nicht geringen Teile durch das jeweilige Überwiegen assoziativer oder dissoziativer Strömungen bestimmt. Assoziation und Dissoziation können vom Individuum oder von der Gesellschaft ausgehen. Die Assoziation geht von der Gruppe nur dann aus, wenn sie durch Größerwerden ihren Zweck leichter erreicht; doch üben starke Gruppen unbewußte Assoziationskraft aus. Die Dissoziation hat zur Voraussetzung den Fortfall des assoziativen Elements; sie kann von Individuum oder Gruppe ausgehen. In vielen Fällen wird keine vollkommene Deckung erzielt zwischen den Assoziationszwecken der Individuen bzw. ihren Bewußtseinsinhalten, um so weniger, je umfangreicher der Zweck ist. Decken sich die Assoziationszwecke der Individuen nicht ganz oder sind sie unlöslich mit anderen Bewußtseinsinhalten verbunden, so kann eine Assoziation nur auf dem Wege des Kompromisses erfolgen.

Assoziation und Dissoziation vollziehen sich in der Regel aus Zweckgründen unbetont. Es ist aber denkbar, daß Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit einer Gruppe wertbetont werden. Hierhin gehört der Stolz auf die Angehörigkeit einer unterdrückten Gruppe (Märtyrer, Proletarier). Wertbetonte Assoziation mit negativem Vorzeichen stellt die Mißachtung dar, mit der der Angehörigkeit zu einer Gruppe begegnet wird (Sozialist — Kapitalist). Die positive oder negative Wertbetonung verstärkt die Kohäsion der Gruppe. Demgegenüber steht die wertbetonte Dissoziation: sie kann sich nach oben als Aufstieg oder nach unten als Deklassierung vollziehen; die Dissoziation auf gleicher Stufe ist unbetont. Die Wertbetonung kann auch hier positiv sein und in Anerkennung des Aufstiegs bestehen oder negativ zum Ausdruck kommen als Nichtachtung des Aufgestiegenen („Parvenu“). Der Dissoziierte steht also zwischen zwei Schichten, da er stets alte Eigenschaften mitbringt. Aus der Tatsache der Dissoziation entspringt das soziale Problem des „Aufstiegs der Begabten“. Denn erfolgt eine Dissoziation nach oben oder unten, so kann die Wertbetonung zu einer sozialen Entwurzelung des dissoziierten Individuums führen.

Die Leistung einer Gruppe steigt in dem Maße, als ihre Glieder gleichartig sind oder gleich fühlen; deshalb besteht eine soziologische Tendenz zur Ausgleichung oder H o m o g e n i s i e r u n g.

Mechanische Mittel der Homogenisierung sind die negativen Maßnahmen der Abwehr und des Ausschlusses sowie die positive der Auslese (Taylorsystem!). Die Auslese erfolgt auf dem subjektiven Wege der Wahl oder dem objektiven der Prüfung von Eigenschaften oder Leistungen.

Organisches Mittel der Homogenisierung ist die Assimilation, die auf dem Wege der geistigen oder körperlichen An- oder Ausgleichung Eigenschaften verstärken, abschwächen oder ändern will. Die Angleichung besteht in Wertbetonung oder Züchtung bestimmter Eigenschaften, die Ausgleichung in Ignorierung oder Ausmerzung von Eigenschaften. Gewöhnlich oder häufig finden sich beide kombiniert. Hierbei erweist sich die Stellung der einzelnen Völker zur Ausgleichung als verschieden.

Die Homogenität ist eine soziologische Voraussetzung; aber einmal ist die Verschiedenheit der Individuen gegeben; oft wirkt sie Leben und Funktion der Gruppe hemmend. Andererseits besteht die soziologische Notwendigkeit der Gliederung, durch die Vollkommenheit durch Ungleichartigkeit erstrebt wird. Die hieraus entspringende Differenzierung ist in zwei Richtungen möglich: in der Spaltung als vertikale, in der Schichtung als hori-

zontale Gliederung. Bei der Spaltung bestehen in einer größeren Gruppe kleinere nebeneinander. Hierdurch wird die quantitative und qualitative Leistungsfähigkeit erhöht. Bei der Schichtung bestehen in der größeren Gruppe kleinere über- und untereinander (Beamtenhierarchie, Führerschaft). Sie ist notwendig wegen der Teilung der Berufsfunktionen. Die dauernde Schichtung dagegen kann zur Gruppensprengung und damit zur Klassenbildung führen.

Die Sozialität ist bald stärker, bald schwächer wirksam. Daraus entsteht ein Intensitätswandel im Sinne einer Intensivierung oder Lockerung unter dem Einfluß des äußeren oder inneren Verlaufs der Gemeinschaftsinteressen, desgleichen im Zusammenhang der Gesamtkultur.

Druck von außen führt zur Intensivierung des Gruppenzusammenhangs; doch werden in der Regel beim Anfang schwache Teile abgesprengt, oder die Gruppe explodiert (revolziert). Deshalb bestehen Bedenken gegen jede politische und religiöse Verfolgung. Aufhören äußeren Druckes führt in der Regel zur Lockerung der Kohäsionsintensität.

Erweiterung und Verengung des Gruppeninhaltes sind nicht soziologisch, sondern kulturell begründet.

Die Gruppenbildung wird gehindert durch Auswirkung individualistischer Tendenzen und Eigenschaften, entgegengesetzter Interessen und von Indifferenz. Diese Eigenschaften und Tendenzen äußern sich als Eigenbrödelei, als Geistesrichtungen einzelner Jahrhunderte, als religiöse Gegensätze usw.

Die Grundlagen des Mechanismus der Gruppenfunktionen sind Willensbildung und Willenserkenntnis. Die Willensbildung vollzieht sich autonom (ohne Beeinflussung von außen) oder öfter heteronom (beeinflusst von außen). Soweit die Heteronomie nicht auf Zwang beruht, ist sie organisatorisch oder emotional gerichtet. Als weiteres Problem ist hier zu behandeln die Umsetzung des Willens in Tun und Geschehen, d. h. in Aktion.

Im Gegensatz von Autonomie und Heteronomie liegt die Demokratie, deren Verwirklichung hier zu einem soziologischen Problem wird. Dabei werfen sich folgende Fragen auf:

Ist solcher Wille, insbesondere größerer Gruppen, überhaupt vorhanden, oder ist die größere Gruppe nicht notwendig heteronom-organisatorisch oder emotional? Kann der Gesamtwille funktionieren? Oder muß die Substitution kleinerer Gruppen oder einzelner für die Gesamtgruppe erfolgen?

Dies scheint aus organisatorischen Gründen nötig; darum bildet



sich eine Regierung, ebenso wegen des Versagens und der Gleichgültigkeit der Massen. Dabei ist wiederum zu fragen:

Wie weit decken sich Gruppenwille und substituierter Wille?  
Wie weit schlägt Führer- und Beamtentum in Herrschaft um?

Ein einheitlicher Gruppenwille ist selten, Gegensätze innerhalb der Gruppe sind die Regel. Die Ermittlung der Übereinstimmung wie der Gegensätze muß nach Abgrenzung der Stimmberechtigten durch Stimmzählung erfolgen, wobei als Probleme die Behandlung der Nichtstimmenden und nachher der Minorität auftreten (Schutz der Minderheitsrechte).

Die Gesamtheit der Gruppenmitglieder ist selten handlungsfähig wegen der ihr innewohnenden Stimmungen, bewirkt durch Schwäche, Gleichgültigkeit, anderweitige Inanspruchnahme, oder weil die Notwendigkeit spezifischer Fähigkeiten und Kenntnisse besteht. Deshalb sind Gesamthandlungen äußerst selten (Wahlen, Huldigung). Die Aktion erfolgt daher durch Organe und Funktionäre: die Gruppe hat die Tendenz, ihre Funktionen (genau wie ihre Kohäsion) mit dem geringsten Kraftaufwand zu bewirken, sowohl als geringster Kraftaufwand für die Genossen als auch für die Gruppenorgane. Wege hierzu sind bewußte Organisation, Anknüpfung an Bewährtes, (Tradition) unter steter funktionaler Kritik (Opposition), bewußte Schematisierung gleichmäßig wiederkehrender Funktionen durch Bureaucratisierung, Formularanwendung, Entscheidung nach Präzedenzfällen. Aber: die Funktion führt zu einem immanenten Gegensatz zwischen dem Willen der Gesamtgruppe und dem Eigenleben ihrer Organe, das zu geistloser Routine oder zu Tyrannis entarten kann. Die Reaktion gegen diese Entartungen sind Reform, Revolution oder Abspaltung.

Die Funktion hat die Aufgabe der Durchsetzung des Gruppenzweckes. Dabei ist zu scheiden zwischen normaler Funktion, Tempobeschleunigung, Zielneubildung und Aufnahme neuer Zwecke von außen. Hierbei kommt es dann zum Kampf zwischen Tradition, Evolution und Revolution.

Die Gruppe kann enden, wie sie entstehen konnte, durch Zufall, Trieb, Willen, Zwang; desgleichen können Gruppen enden durch Fortfall der inneren, d. h. der naturgegebenen und historisch gegebenen Ursachen. Nach der Auflösung können soziologische oder „soziale“ Nachgefühle entstehen (Spannung bei Auflösung von Freundschaft, Dankbarkeit gegen Mutterland usw.). Die Endigung der Gruppe erfolgt in Form der Auflösung oder der Umwandlung.

Die unzähligen Gruppen des sozialen Lebens können sich zueinander verschiedenartig verhalten: die einzelnen können von-

einander unabhängig existent, sie können kooperierend, d. h. verbündet oder übergeordnet sein, oder sie kämpfen miteinander. Der Mannigfaltigkeit der Zwecke entspricht das unabhängige Nebeneinander von Gruppen, und so wird eine ständige Neugruppierung zum Zwecke der Kraftsteigerung möglich. Jedoch: bei einer Mehrheit von Gruppen in sich deckender oder ausschließender Konkurrenz um die gleichen Genossen schwächt sich die Wirksamkeit jeder Gruppe durch Verringerung der Sozialität oder der Zahl der Genossen.

Die Kooperation der Gruppen kann genossenschaftlich in Bündnisform oder herrschaftlich in Über- und Unterordnung erfolgen. Die genossenschaftliche Gruppenkooperation findet bei Individuen zum Zwecke verschiedenartiger oder der Verstärkung gleichartiger oder verwandter Gruppen statt.

Bei den kämpfenden Gruppen unterscheiden wir zwei Typen: solche, die den Kampf führen zur Durchsetzung sachlicher Zwecke (Kulturkampf, Klassenkämpfe), und solche, die um die bloße Herrschaft kämpfen (Krieg: Herrschaftskrieg, Krieg um Ideen). Aus dem ökonomischen Prinzip heraus entspringt die Tendenz zur Ausgleichung und Beilegung solcher Kämpfe.

## Über die Natur gesellschaftlicher Beziehungen.

Von  
Franz Eulenburg.

So zweifelhaft im übrigen die Absteckung des Begriffes und des Gebietes der Soziologie sein mag: sicherlich machen ganz allgemein die Beziehungen zwischen den Individuen einer Gruppe einen wesentlichen Teil von ihr aus. Es kann dahingestellt bleiben, ob nicht auch die Beziehungen zwischen den Gruppen und dem Ganzen der Gesellschaft sowie Art, Entstehen und Wesenheit der Gruppen selbst ebenfalls in den Rahmen einer allgemeinen Soziologie fallen: ob also mit jener Beziehungslehre schon die Formen der Vergesellschaftung erschöpft sind. Das bleibt eine System- und Methodenfrage, auf die schließlich nicht gar soviel ankommt. Zweifellos ist aber, daß Beziehungen zwischen Individuen überhaupt bei ganz verschiedenen Inhalten vorkommen und typische Verhaltensweisen zeigen. Sie sind formaler Art, das ist unabhängig von dem jeweiligen Inhalt gesellschaftlichen Geschehens, unabhängig auch von den Gegenständen, derentwegen sie bestehen. Solche allgemeinen Beziehungen kehren in der Religion wie in der Wirtschaft, im Rechte wie in der Politik gleichmäßig wieder. Sie bleiben ein wesentliches Stück der Forschung, selbst wenn die allgemeine Gesellschaftslehre sich nicht darin erschöpft. Unabhängig davon steht die andere Frage, welcher Natur denn diese Beziehungen selbst sind,

Die Beantwortung jener Frage ist aus zwei Gründen von Bedeutung für die Soziologie selbst. Einmal fällt dadurch Licht auf das Wesen der Gesellschaft, auf die Genesis ihrer Strukturelemente, also auf die Bildung gesellschaftlicher Gruppen. Andererseits ergibt sich daraus eine Aufklärung über die Art der sozialen Gesetzmäßigkeiten, falls sich solche finden. Diese müssen es immer mit den Beziehungen zwischen Individuen oder Gruppen zu tun haben. Es fragt sich eben, welcher Art jene Gesetzmäßigkeiten sein können. Wir haben es mit grundlegenden Erörterungen zu tun.

Es scheint fast selbstverständlich und wird beispielsweise von Wiese und Vierkandt angenommen, als wenn diese Beziehungen



notwendig psychischer Natur seien. Das würde bedeuten, daß Beziehungen von Mensch zu Mensch innerhalb einer Gruppe ausschließlich seelisch-geistige wären. Man hat eine ganz bestimmte Betrachtungsweise und ein spezielles Forschungsgebiet sogleich für das Wesentliche ausgegeben. Hier liegen jedoch zwei Mißverständnisse, mindestens aber zwei grundsätzliche Bedenken vor: einmal entsteht eine Gruppe überhaupt erst durch irgendwie geartete Beziehungen selbst. Jene ist nicht schon von außen gegeben, bei der es nur darauf ankommen könnte, die Beziehungen fertiger Gebilde zu untersuchen. Hier scheint das Beispiel der Völkerpsychologie maßgebend und irreführend geworden zu sein, um diese Anschauung hervorzurufen. Diese freilich nimmt fertige Völker, Stämme, Horden, Klassen als gegebene Einheiten an und kann sich dann damit begnügen, die verschiedenen Inhalte ihrer geistigen Beziehungen nach Sprache, Religion, Mythos, Kunst, Sitte aufzuzeigen. Sie will von vornherein auf das Geistige, und zwar auf ganz bestimmte geistige Inhalte sich beschränken, indem sie andere ausscheidet. Aber ist dies die Methode der Gesellschaftslehre selbst in ihrem allgemeinsten Teile? Kaum! Denn diese hat es nicht schon mit den fertigen Gruppen zu tun und etwa nur deren Eigenheiten zu untersuchen. Vielmehr bilden Beruf und Klasse, Kirche und Genossenschaft, Generation und Nachbarschaft verschiedenartige Einheiten, die überhaupt erst durch irgendwelche Beziehungen der Individuen zustande kommen. Die allgemeine Soziologie betrachtet gerade deren Entstehen. Innerhalb gewisser dieser Gruppen mögen dann gänzlich oder überwiegend geistige Beziehungen vorhanden sein. Aber es ist nun nicht a priori vorauszusetzen, daß alles gesellschaftliche Sein sich auf diese psychischen Verbindungen erstreckt. Gesellschaft ist ein Anderes als nur eine besondere Art des Geistes.

Andererseits folgt aus dem Umstande, daß uns alles Gegebene nur psychisch gegeben ist, keineswegs, daß das Gegebene selbst wiederum psychischer Art sein muß. Weil wir die gesellschaftlichen Beziehungen nur psychisch erfahren, folgt eben nicht, daß der Inhalt dieser Verbindungen selbst wieder Geist oder Seele sein muß. So wenig wie das von allen anderen Bewußtseinsinhalten gilt, die natürlich auch nur durch unsere Seele hindurchgehen. Sonst bewegen wir uns im Panpsychismus. Das psychische „Erlebnis“ ist nicht auch zugleich das Erlebnis eines Psychischen. Vielmehr macht dieses letztere immer nur einen Teil der inneren Erfahrung aus. Wie wir dauernd auch nichtpsychische Gegenstände erfahren und erleben, so auch in bezug auf die Gesellschaft. Mindestens kommt es also

darauf an, Form und Art der Beziehungen selbst zu prüfen; der Befund unseres Bewußtseinsinhaltes ist eben noch nicht eindeutig bestimmt. Dazu kommt noch eine andere Erwägung. Sehr leicht werden nachträglich Beziehungen als psychische gedeutet, die es ursprünglich gar nicht waren. Das Gefühl der Abhängigkeit und der Unterordnung z. B. braucht durchaus nicht die ursprünglichste Beziehung zwischen den Gliedern einer Gruppe zu sein. Weil vielmehr schon anders geartete Beziehungen vorhanden sind, entsteht aus diesen dann das Gefühl der Abhängigkeit. Wir geben es nur nachträglich als ein ursprüngliches aus. Es handelt sich um ein Epiphänomen, das gewiß zu untersuchen ist, das aber noch nicht die ganzen gesellschaftlichen Beziehungen zu enthalten braucht. Es soll das hier nur angedeutet werden.

Sonach scheint es durchaus notwendig, das Wesen der Verbundenheit selbst festzustellen, ehe man sie als „geistig“ ausgibt. Weder aus dem Begriff der gesellschaftlichen Beziehungen an sich, noch aus dem der sozialen Gruppe kann es schon eindeutig gefolgert werden. Offenbar ist diese Frage grundlegend: Gibt es Gesellschaft nur soweit, als psychische Wechselwirkungen zwischen Individuen vorhanden sind? Oder sind stets auch nichtpsychische Strukturelemente in allen sozialen Gebilden nachzuweisen? Wird Gesellschaft überhaupt nur dadurch möglich, daß solch interindividuelles Verhalten von Seele zu Seele, also geistiger Art, vor sich geht? Oder ist vielleicht andererseits auch ein Äußeres, Nichtpsychisches mit jener gegeben? Die Entscheidung der Frage ist für das Entstehen der sozialen Gruppen und damit von Gesellschaft überhaupt bedeutsam. Wie wir sahen, sind die Gruppen nicht schon etwas von selbst Gegebenes, innerhalb deren dann psychische Beziehungen allein aufzuzeigen sind. Vielmehr konstituieren diese Beziehungen selbst erst eine Gruppe und helfen damit Gesellschaft schaffen. Erst dadurch, daß jene dauernd werden, entstehen gesellschaftliche Bildungen. Daß der Mensch als gesellschaftliches Wesen auch Seele ist, bleibt gewiß; es fragt sich aber, ob er es darum ausschließlich ist.

Dabei muß freilich die neuerdings wiederholt aufgetretene Meinung, als stelle ein eigentümliches „Wirbewußtsein“ gleichsam ein Urerlebnis der Seele dar, das koordiniert zum Ichbewußtsein anzusehen sei, von vornherein abgelehnt werden. Man versucht darauf die Eigenartigkeit gesellschaftlichen Geschehens zurückzuführen. Auch das Entstehen etwa von Recht und Sittlichkeit soll auf einem solchen Wirbewußtsein beruhen. Aber mit Unrecht. Der Versuch bedeutet nur von neuem eine Verwechslung

zwischen Inhalt und Gegenstand des Bewußtseins. Aus dem Ergebnis wird auf eine vorhandene ontologische Entität geschlossen. Diese neue Hypothese nimmt im Grunde die alte Volksseele wieder auf, nur daß es in wesentlich schlechterer Form geschieht als ehemals. Dort funktionierte immerhin ein bestimmter Kreis von dauernd verbundenen Personen als Träger der Volksseele. Sie stellten schon äußerlich eine Einheit dar. Bei dem „Wirbewußtsein“ ist das ganz und gar nicht der Fall. Die Konstanz identischer Merkmale ist zur Konstituierung eines Begriffes notwendig, hier aber fehlt sie. Die „Wir“ sind ja beständig andere und wechseln dauernd die Einheit. Dasselbe Individuum kann nacheinander ein Wirbewußtsein mit den Berufsgenossen, mit den Mitgliedern eines Gesangsvereins, mit den Besuchern einer Theatervorstellung, mit den Angehörigen seiner Familie wie auch mit dem ganzen Volke haben. Es ist das jedesmal dasselbe „Ich“, aber ein anderes Wirbewußtsein. Es fehlt ihm von vornherein die Einheit. Damit aber an sich die Grundbedingung für die Möglichkeit eines Eigenerkennens und Erlebens. Die Einheit ist nun einmal die Bedingung für die Möglichkeit eines Bewußtseins überhaupt. Es ist eben kein Bewußtsein sui generis, sondern immer dasselbe Ichbewußtsein, nur in verschiedener Umgebung und in verschiedener Kombination. Auch die Fähigkeit des Einfühlens und Mitfühlens bedeutet keineswegs eine neue Bewußtheit an sich, sondern bleibt durchaus an den Einzelnen gebunden. Aus dem Miterleben gemeinsamer Inhalte mit anderen Menschen kann nicht auf ein Urphänomen geschlossen werden. Ebensowenig bedeutet etwa das künstlerische Nachschaffen einer fremden Persönlichkeit durch den Historiker oder Dichter nun eine neue Art des Bewußtseins. Die verschiedenen Formen des gemeinsamen Fühlens unterscheiden sich der Art nach nicht voneinander, sondern nur dem Grade nach. Ich mag es hier nicht weiter ausführen, wie sehr diese neue Annahme hinter der alten Volksseele zurückbleibt. Es erscheint nötig, diesen Begriff möglichst bald wieder aufzugeben. Selbst als heuristisches Prinzip kann ich ihm keinen Wert für die Sozialpsychologie beimessen. Er gehört in das Reich jener hypostasierten Kräfte, die nur eine Verlegenheit darstellen.

Sonach bleibt die Frage offen: ob die Beziehungen von Mensch zu Mensch in den Gruppen und zwischen den Gruppen nur seelischer, das ist geistiger Art sind, und ob die Gruppen selbst überhaupt erst aus diesen psychischen Beziehungen zustandekommen. Beides ist durchaus zu verneinen. Man schränkt jene Annahme wohl dahin ein, daß jene Beziehungen meistens oder ursprünglich psychischer Art seien. Das würde offenbar eine Frage des Maßes sein. Über



die Wichtigkeit einer Beziehung kann aber durch eine bloße numerische Feststellung nicht entschieden werden. Auch ein absolut geringer Anteil könnte für das Zustandekommen des Ganzen unentbehrlich sein. Nun aber gibt es Verbundenheiten gesellschaftlicher Art, die nicht auf etwas Seelisches zurückzuführen sind. Das gilt schon von der sozialen Gruppe selbst. Vielmehr ergibt sich rein phänomenologisch, daß das Psychische selten allein für sich auftritt. Eine Beschränkung darauf bliebe nur verständlich, wenn man sich von vornherein allein auf das Geistige einstellt. Auch hier ist es offenbar Vorbild und Methode der Völkerpsychologie, die dazu verleiten. Freilich auch das nur scheinbar. Wenn man wirklich etwas die späteren Bände von Wundts Völkerpsychologie auf das eigentlich Psychische untersuchte, so würde der Ertrag keineswegs bedeutend ausfallen. Vielmehr ragt in aller Erörterung stets und ständig ein Nichtpsychisches hinein, das nur in geringem Maße zur Völkerpsychologie gehört, sondern ganz anderer Herkunft ist. Dabei wurde der Gedanke der „Volksseele“, der gleichsam alle die Äußerungen hervorbringt, nicht fahren gelassen. Da man sich hierbei jedoch vorwiegend um geistige Erzeugnisse bemühte, so konnte der Irrtum leicht entstehen. Aber damit ist er nicht gerechtfertigt.

Betrachtet man die verschiedenen sozialen Gruppen selbst, so zeigen sich folgende elementare Tatbestände: Jene sind 1. in einem räumlichen, 2. in einem zeitlichen Zusammenhang eingestellt, sie können auch 3. aus ihren biologisch-demologischen Zusammenhang nicht losgelöst werden und befinden sich 4. in einer sachlichen Bezogenheit mit anderen Menschen. Diese vier Tatbestände sind für das Wesen der menschlichen Verbände charakteristisch und nicht zu entbehren. Daraus ergibt sich von vornherein auch die Möglichkeit einer Klassifikation der äußeren Beziehungen. Ja, mir scheint, daß diese äußeren, nichtpsychischen Beziehungen bei weitem überwiegen. Deutlich schälen sich zwei gesellschaftsbildende Momente heraus, die eine äußere Bezogenheit der Menschen zueinander darstellen: einmal die räumliche, andererseits die zeitliche.

1. Räumliche Beziehungen liegen immer dann vor, wenn ganz allgemein der Ort die notwendige und hinreichende Bedingung für das Zustandekommen der Verbundenheit einer sozialen Gruppe darstellt. So gehört die Tatsache des gemeinsamen Wohnens, der Nachbarschaft und des Zusammenstehens auf demselben Raume zu den stärksten gesellschaftsbildenden Momenten. Es ist recht eigentlich ein soziologisches Urphänomen. Gerade dadurch werden von vornherein Beziehungen stärkster Art geschaffen, die einen Druck

auf den Bestand der Gruppe selbst ausüben. Und zwar durchaus von außen durch eine Art natürlicher Gegebenheit. Es gilt von den Bewohnern eines geschlossenen Gebietes, wie es etwa eine Gebirgsgegend oder eine Insel oder ein Dorf darstellt, wie von den Insassen eines Schiffes. Es ergeben sich dadurch bedeutsame Folgen. Die Enge und Weite des Raumes, die größere oder geringere Dichte der Bevölkerung, die Agglomeration in gewissen Zentren der Städte, die Art der Siedelung und des natürlichen Verkehrs, die Angewiesenheit auf gleiche Bedingungen des Lebens: das alles schafft dauernd gesellschaftliche Beziehungen. Sie haben etwas Erdgebundenes. Die Wirkungen finden ihren Niederschlag in einer gewissen psychischen Gleichheit oder Differenzierung, ohne daß die Beziehung selbst psychischer Natur wäre. Das Gemeinsame ist eben die räumliche Bezogenheit als solche. Die Gesetze ihres Verhaltens sind durchaus soziologische, aber darum noch nicht psychischer Art. Die Bevölkerungsdichte hat an sich schon ein Drängen und Konkurrieren, eine Arbeitsteilung und Arbeitsvereinigung im Gefolge, ganz anders als dort, wo die Bevölkerung weit zerstreut wohnt. Die Voraussetzung gesellschaftlicher Arbeitsteilung, die weit über die wirtschaftliche Zweckmäßigkeit hinausgeht, hat darin zum Teil ihre Begründung. Mit Recht hat darum auch das Staatsrecht wie die Politik immer an die Tatsache der Raumgebundenheit angeknüpft als die Voraussetzung für die Möglichkeit des Staates. Aber es gilt allgemein von gesellschaftlichen Bildungen. Es gibt auch eine *Soziologie des Raumes*, die die mannigfachen Beziehungen für die sozialen Gruppen aufzuspüren hat. Sie wäre allgemeiner und formaler Art, unabhängig von dem jeweiligen Inhalt der Gruppe.

2. Nicht minder schafft die zeitliche Bezogenheit wiederum rein formal einen gesellschaftlichen Tatbestand. Ich denke dabei in erster Linie an die Altersgesamtheit innerhalb einer Bevölkerung. Der Umstand, daß Gleichaltrige zueinander angezogen werden, daß sie weit mehr gemeinsame Interessen und Beziehungen haben als zu anderen Altersklassen, ist eine elementare Erfahrung: deutlich immer erkennbar an den Kindern und Jugendlichen, die auch, ohne sich irgendwie zu kennen, von vornherein zusammenstehen gegenüber den älteren. Ein wesentlicher Teil aller Kämpfe einer Zeit sind die der Älteren gegen die Jüngeren und die der Jüngeren gegen die Älteren: ein Kampf, der sich ebenso stark um den Besitz von Platz und Rang wie um den Inhalt der Anschauungen dreht. Und zwar auf allen Gebieten. Diese Beziehungen sind schon durch die Tatsachen des Alters gegeben. Bei den Primitiven lassen die Altersklassen, die ein stärkstes gesellschaftbildendes Moment darstellen,

die Erscheinung noch deutlicher hervortreten als in den komplizierten Gebilden der Gegenwart, wo immer mehrere Problemreihen sich überschneiden.

Hier gewinnt der Begriff der *Generation* eine besondere Bedeutung. Darunter ist die Gesamtheit der Gleichaltrigen zu verstehen, die sich abheben von dem früher Geborenen und den späteren. Von Dilthey ist dieser Gedanke der Generation für das Verstehen bestimmter literarischer Strömungen herangezogen worden. Andererseits hat man ihn zum Einteilungsprinzip der politischen Geschichte machen wollen. Der Gedanke der Generationsfolge umfaßt nicht nur die einzelnen Familien, sondern geht viel weiter. Man hat auch sonst im Zusammenfall einer oder mehrerer Generationen bedeutsame Wandlungen sozialen Geschehens nachweisen zu können geglaubt. Gewisse Regelmäßigkeiten, Übereinstimmung auf der einen, Gegensätze auf der anderen Seite, das Aufkommen gewisser Strömungen im periodischen Wechsel scheinen tatsächlich auf solche Zusammenhänge hinzuweisen. Die Erklärung und der besondere Inhalt kann zunächst auf sich beruhen. Jedenfalls aber stellt es eine bedeutsame Art zeitlicher Beziehung überhaupt dar. Das bloße Zeitmoment, das Auftreten von gleichzeitig Geborenen und das Absterben von Gleichaltrigen schafft dauernd gesellschaftliche Verhältnisse und Zusammenhänge. Man spricht sehr oft von einer Generation, und gesteht ihr gewisse Merkmale und Eigenschaften körperlicher wie geistiger Art zu. Diese Eigenartigkeit des zeitlichen Zusammenfalles und Nebeneinanderbestehens würde in eine allgemeine *Soziologie der Zeit* gehören.

3. Neben diesen beiden Momenten können es einerseits *naturgegebene* und andererseits *sachliche* Zusammenhänge sein, die Verbindungen unter den Individuen schaffen und Beziehungen unter ihnen herstellen. Die bisherigen Betrachtungen führen schon von selbst auf eine solche Verbundenheit, die weit mehr die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, weil sie mehr grobsinnlicher Art ist. Ich meine die *biologischen* Zusammenhänge des gesellschaftlichen Lebens. Die Blut- und Stammverwandtschaft tritt auf primitiver Stufe jedenfalls stark hervor und schafft hier die Voraussetzung gesellschaftlicher Bildung und Beziehung überhaupt. Die Rassenzusammengehörigkeit im weiteren Sinne stellt ähnliche Zusammenhänge zwischen den Individuen her. Ein Teil der räumlichen und zeitlichen Beziehungen führt unmittelbar auf biologische zurück. Alle ursprüngliche Gemeinschaft war jedenfalls eine solche des Blutes und des Raumes. Gerade auch Anziehung und Gegensätzlichkeit zwischen verschiedenen sozialen Gruppen hat



in jener ihren Grund. Das ist indessen nur eine Seite der natürlichen Gegebenheiten. Im weiteren Sinne möchte ein großer Teil der Bevölkerungsvorgänge hierher zählen. Das, was wir Bevölkerungsbewegung nennen, also Geburt und Tod, sind zunächst biologisch-demologische Vorgänge. Sie schaffen immer von neuem Elementarbeziehungen innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Gruppen. Die soziologische Ausdeutung dieser Bevölkerungsvorgänge ist trotz oder vielleicht gerade wegen der massenhaften Bevölkerungsstatistik keineswegs herausgearbeitet. Dem reinen Soziologen scheinen sie fernzuliegen, ebenso wie dem Statistiker soziologische Betrachtungen. Man hat beispielsweise meist sehr einseitig nur die wirtschaftliche Folge einer Kinderbelastung ins Auge gefaßt, hat die produktiven von den unproduktiven Altersklassen getrennt. Aber die soziologischen Beziehungen gehen viel weiter. Die Bevölkerungsvorgänge beeinflussen das ganze gesellschaftliche Sein unabhängig von dem jeweiligen Inhalt: das Tempo des Lebens, die gesellschaftliche Arbeitsteilung, das Absterben einer Generation schaffen dauernd neue Beziehungen innerhalb der sozialen Gruppen und verändern sie andererseits dauernd. Die Gruppe vergrößert und verkleinert sich innerlich und bewirkt Umänderungen nach Intensität, Alter und Zusammensetzung. Es sind spezifische gesellschaftliche Beziehungen, die man nicht als psychisch-geistige ansprechen kann, weil sie jenseits ihrer stehen. Es ist nicht nur die Statik einer Gruppe zu betrachten, sondern auch ihre Dynamik, ihre quantitativ-qualitativen Umänderungen sind zu verfolgen.

4a. Es bleibt noch eine letzte wesentliche Kategorie gesellschaftlicher Verbindungen ganz allgemeiner Art übrig. Sie ist gegeben durch die *sachliche Bestimmtheit*, der jede Gruppe von Menschen unterworfen ist. Beziehungen der Individuen untereinander sind nicht nur räumlich-zeitlich, nicht nur biologisch-demologisch, sondern auch äußerlich-sachlich bestimmt. Und das, wie mir scheint, auf doppelte Weise. In jedem Augenblicke besteht eine äußerliche Zugehörigkeit der Individuen zu einer sachlich-orientierten überindividuellen Einheit. Also die Zugehörigkeit zu einer Klasse, einem Beruf oder Gewerbe, zu einem Heere oder einem bestimmten Markte. Die Art der Beziehung selbst mag nach Innigkeit, Dauer und Bedeutung für den einzelnen gänzlich verschieden sein. Das Gemeinsame besteht darin, daß eine überindividuelle Gesamtheit besteht. Sie setzt sich zwar aus den einzelnen Individuen zusammen; aber deren psychisches Verbundensein macht nun nicht ihre Wesenheit aus. Sie ist vielmehr sachlicher Art. Typisch erscheint dafür das Entstehen und Bestehen der sozialen Klassen und der Beziehungen

innerhalb ihrer. Sie sind durch äußere Merkmale des Einkommens, des Besitzes, durch Zugehörigkeit zu gewissen Betätigungsgebieten verbunden. Die Scheidung der Klassen und die Bildung neuer geschieht spontan aus dem veränderten Bedingungen der Gesellschaft. Ihre Lage, das Verhältnis zu anderen Klassen, quantitativ und qualitativ ist durch sachliche Momente gegeben. Das bildet dauernd ihr Band trotz aller geistigen Divergenz der einzelnen Individuen. Es ist nicht möglich, diese Beziehungen rein psychisch zu deuten oder allein geistige Kräfte anzunehmen. Weder die zeitliche noch räumliche Verbundenheit, noch auch der demologische Zusammenhang gibt den gesellschaftlichen Klassen ihr Gepräge. Ähnliches gilt von den Beziehungen durch den Beruf: sie sind ebenfalls rein sachlicher Art. Man wird gleichsam hineingeboren oder wächst hinein und steht damit in Verbindung mit den Individuen ähnlicher oder gleicher Berufe. Man erlangt dies schon durch seine Tätigkeit selbst, ganz unabhängig vom persönlichen Verhalten. Es ist hier ähnlich wie bei dem Gebilde der Generation: die Beziehungen erfassen von außen das Individuum, schaffen aber trotzdem sehr starke Zusammenhänge. Dasselbe gilt mehr oder weniger von allen solchen Massenbeziehungen. Simmel hat gerade im Hinblick auf diese Erscheinung in einer sehr interessanten Untersuchung auf die quantitative Bestimmtheit der Gruppe hingewiesen. Die quantitativen Veränderungen der Gruppe erstrecken sich in ihrer Bedeutung auf das Verhalten des Einzelnen wie auf die Intensität des Handelns im ganzen. Das Gemeinsame von alledem besteht darin, daß hier überall Zusammenhänge und Verbindungen von außen geschaffen werden, die sachlich orientiert sind. Jedes Mitglied hat Teil am Ganzen, das ohne die Einzelnen nicht besteht. Aber dies vollzieht sich, ohne daß damit schon eine geistige Verbundenheit begründet wird. Die Klasse als gesellschaftliche Instanz besteht auch, ohne daß schon ein spezifisches Klassenbewußtsein vorhanden ist. Dieses bildet sich vielmehr erst später. Jenes Geistige braucht nicht zu fehlen, aber es bildet nicht schon ein konstitutives Merkmal des Begriffes.

4 b. Nach einer anderen Richtung scheint mir eine letzte Art von Beziehungen zu liegen, die in dieselbe Kategorie fällt, aber doch anderer Herkunft ist. Und zwar folgenderweise: in dem Zusammensein der Menschen ergeben sich eine Reihe von Bildungen, die durchaus geistigen Ursprunges sind. Dann aber führen sie, losgelöst aus dem ursprünglichen Zusammenhang, ein abstraktes Leben gleichsam für sich, so sehr sie auch dauernd der Berührung der Menschen bedürfen. Aus dem subjektiven Geist entstanden, sind sie verobjektiviert und

stellen, um mit Hegel zu sprechen, „objektiven Geist“ dar. Man kann sie darum Objektsysteme nennen. Dahin gehören Recht, Sprache, Kunst, Wissenschaft, Religion, Sitte — also das, was wir zusammenfassend als Kultur bezeichnen, „Kultursysteme“ Diltheys. Ihr geistiger Ursprung ist zweifellos, und dabei handelt es sich durchgehend um gesellschaftliche Erscheinungen. Auf der anderen Seite jedoch haben diese ursprünglichen Beziehungen aufgehört: es sind Objektive, geistige Petrefakte geworden. Nunmehr besteht die gesellschaftliche Beziehung der Individuen zu diesen geistigen Objekten nicht anders als zu sonstigen sachlichen Gebilden. Es ist in ihnen unmittelbar gar nichts Psychisches mehr wahrnehmbar, wie sehr sie auch ursprünglich subjektiver Geist waren. Besonders deutlich wird es, wenn man die Rechtsbeziehungen im Auge hat. Die Verbundenheit der Menschen durch das Recht in Form von Ordnung, Satzung, Gesetz oder Vorschrift regelt auch die persönlichen Beziehungen der Menschen untereinander. Aber nunmehr sind diese Beziehungen gerade durch das Recht völlig objektiviert. Die juristische Person, die Aktiengesellschaft, das Familien- wie das Handelsrecht regeln die Beziehungen in grundlegender Weise, obwohl weder ein persönlich-geistiger Austausch noch auch eine unmittelbare Berührung zwischen den so verbundenen Menschen nötig wäre. Hier scheint mir die Loslösung vom Psychischen, ihren stärksten Ausdruck gefunden zu haben. Die Ehe hört nicht auf, eine rechtliche Beziehung zu sein, wenn sie auch eine psychische ist. Ist nur die letzte soziologisch zu deuten? Gewiß nicht. Nicht anders besteht die Wissenschaft in einer Überlieferung von Kenntnissen in Büchern und Schriften, die die persönlichen Beziehungen als überflüssig erscheinen lassen, so sehr wir es gerade hier mit rein Geistigem zu tun haben. Es können Schulen, Abhängigkeiten, Gegnerschaften, Zustimmung und Ablehnung entstehen, ohne daß noch irgendein lebendes Wort oder psychische Beziehungen unmittelbar gegeben wären. Ähnlich steht es mit jeder Lehre, die als ein fertiges Objektives uns gegenübertritt: sie schafft Distanzierung und Abstufung, ruft Zusammenhänge unter den Menschen hervor, bildet Bekenner, obwohl von einem soziopsychischen Erleben nicht mehr die Rede sein kann. Es ist gleichsam eine gesellschaftliche Beziehung ohne Gesellschaft geworden. Ich verfolge hier den Gedanken nicht weiter, der uns in die soziologischen Eigentümlichkeiten der Kultur hineinzieht. Es kam uns darauf an zu zeigen, daß beim Recht wie bei der Religion wie bei den anderen Objektsystemen ursprünglich psychische Beziehungen diesen Charakter verloren haben, ohne darum aufzuhören, gesellschaftlicher Art zu sein.



Eine methodologische Folgerung geht aus unseren Erörterungen hervor: es ist unmöglich, die soziologischen Erscheinungen unmittelbar als psychische Akte zu erleben. Das träfe nur dann zu, wenn wir es tatsächlich nur mit geistigen zu tun hätten. Aus dem Umstand jedoch, daß sie auch seelisch sein können, folgt nicht, daß sie nur seelisch sein müssen. Vielmehr finden wir als phänomenologischen Tatbestand unseres Bewußtseins allemal Inneres und Äußeres durchaus verbunden, und keineswegs sind die gesellschaftlichen Beziehungen schon als unmittelbare Selbsterlebnisse gegeben.

Die Reihenfolge, in der die einzelnen Arten hier vorgeführt wurden, war nicht ohne Absicht gewählt. Die Anordnung geschah unter dem Gesichtspunkt einer immer größeren Entfernung zwischen den unmittelbar Bezogenen selbst. Während bei den räumlichen Beziehungen und zum Teil bei den zeitlichen mindestens eine äußere unmittelbare Berührung vorhanden war, löst sich dies bei den späteren Arten immer mehr los. Bei den Objektivationen des Geistes, die wir durchaus als gesellschaftliche ansprechen müssen, begegnen wir nur noch einer rein ideellen Verbundenheit. Dabei können möglicherweise gerade umgekehrt, je entfernter und loser die äußeren Berührungen sind, um so stärkere Wirkungen auf das Verhalten der Glieder ausgeübt werden. Es mag einstweilen dahingestellt bleiben, ob wir in diesen vier Klassen sämtliche Möglichkeiten der äußeren Beziehungen erschöpft haben, ob nicht beispielsweise die Beziehungen des Verkehrs, an die Schäffle vorzugsweise denkt, als besondere Klasse zu betrachten seien. Unsere Einteilung sollte aus einem logischen Prinzip entspringen; aber es kam uns nicht auf Vollständigkeit an, als vielmehr auf das Aufzeigen des Problems und die Bedeutung der Frage selbst.

Alledem stehen nun die sozialpsychischen Beziehungen gegenüber. Ihre Eigentümlichkeit scheint darin zu bestehen, daß sie unmittelbar zwischen Individuen von Person zu Person vor sich gehen, und daß sie auf rein geistige Momente sich erstrecken. Daß ein Psychisches hinzukommt, daß die Äußerungen und Handlungen innerhalb ihrer auch geistiger Art sind, wird an keiner Stelle geleugnet. Aber gerade eine Beziehungslehre kann nicht davon ausgehen, wenn sie wirklich gesellschaftliche Phänomene erfassen und beschreiben will. Denn weder kann in diesen psychischen Beziehungen ein konstitutiver Faktor aller Gesellschaftsbildung überhaupt gesehen werden, noch auch sind innerhalb der sozialen Gruppen allein solche geistigen Beziehungen vorhanden. Wir verschließen uns den Weg der Erkenntnis, wenn wir aus der Mannig-

faltigkeit der Bezogenheiten nur eine einzelne auswählen: wir machten aus einer künstlichen Isolierung der Betrachtung eine Wesenheit der Dinge! Es kann gewiß der Argwohn nicht aufkommen, als sollten die psychischen Beziehungen irgendwie unterschätzt werden<sup>1)</sup>. Die Sozialpsychologie ist ein wichtigstes Hilfsmittel für die soziale Erkenntnis, abgesehen von ihrer eigenen Bedeutung überhaupt. Aber weder die Annahme eines Wirbewußtseins noch die Beschränkung auf psychische Akte vermag die Gesellschaft und die Gesellschaftslehre zu konstituieren. Der Sinn der Soziologie verlangt es durchaus, die Mannigfaltigkeit auch der äußeren Beziehungen dauernd heranzuziehen, indem wir ihre Wesenheit analysieren. Erst dadurch erlangt die Beziehungslehre ihre große Bedeutung, daß sie sich als ein a l l g e m e i n e s P r i n z i p erweist, um gesellschaftliches Sein in Kategorien zu erfassen und damit zum Gegenstande der Wissenschaft zu machen.

<sup>1)</sup> Der Verfasser hat 1899 in seiner „Möglichkeit und Aufgaben der Sozialpsychologie“ (Schmollers Jahrbuch) erstmalig den Versuch unternommen, dieses Gebiet selbständig abzustecken. Aber damit sollte nun nicht etwa die Soziologie mit der Soziopsychologie gleichgesetzt werden, wie das Simmel in einer Auseinandersetzung mit dem Verfasser annahm. Gerade die Erkenntnis von der Besonderheit jenes Gebietes macht das Zusammenfallen beider unmöglich.

## Das Psychische in den gesellschaftlichen Beziehungen.

(Bemerkungen zu Eulenburgs Aufsatz  
„Über die Natur gesellschaftlicher Beziehungen“.)

Von  
Leopold v. Wiese.

Dem auf den vorausgehenden Seiten gedruckten Aufsätze Eulenburgs möchte ich ein paar Anmerkungen beifügen. In der Hauptsache wendet er sich ja in ihm gegen die Vierkandt und mir zugeschriebene Auffassung, „als wenn diese“ (die gesellschaftlichen) „Beziehungen notwendig psychischer Natur seien“. Es scheint mir nicht zweckmäßig zu sein, ein halbes Jahr bis zu einer Antwort im nächsten Hefte dieser Zeitschrift verstreichen zu lassen. Vielmehr möchte ich alsbald in die damit eröffnete Diskussion des Problems eintreten und — wenn auch für diesmal nur in knappstem, skizzenhaftem Ausmaße — Stellung zu seinem Einwände nehmen:

Einig sind wir in der Bejahung der Bedeutung der Beziehungen für das soziale Leben und der Beziehungslehre für die Wissenschaft von ihm. Hier bedarf nur ein Punkt der Klärung: nicht nur die Beziehungen zwischen den Einzelwesen einer Gruppe, sondern mindestens ebenso zwischen den Gruppen und zwischen ihnen und dem Ganzen der Gesellschaft betrachte ich als Gegenstände dieser Disziplin. Ich bezeichne jene als Beziehungen erster und die Beziehungen zwischen Gruppen untereinander und mit den abstrakten Kollektiveinheiten als Beziehungen zweiter Ordnung.

Ferner stimme ich Eulenburg durchaus bei, wenn er darauf hinweist, daß die Gruppe nicht bloß durch Beziehungen am Leben erhalten wird, sondern auch aus irgendwie gearteten Beziehungen entsteht. Auch mich beschäftigt nicht bloß die fertige Gruppe, sondern gerade — wenn auch nicht ausschließlich — ihr Werden, ihre Entstehung.

Bei seiner Ablehnung des „Wirbewußtseins“, das bisweilen „gleichsam als ein Urerlebnis der Seele“ angesehen wurde, kann



ich ihm auch bis zu einem gewissen Grade zustimmen. Auch mir erscheint es keineswegs als eine „vorhandene ontologische Entität“, als Bewußtsein sui generis. Aber auch das Ichbewußtsein ist nichts Einfaches, klar Gegebenes, sondern besteht teilweise aus sozialen Elementen, die wieder aus einem objektiv gegebenen „Wir-Zusammenhange“ folgen. Ferner ist die Frage, ob und inwieweit bei den Primitiven das Kollektivbewußtsein primärer, stärker und bestimmter ist als das Individualbewußtsein, noch nicht hinreichend geklärt<sup>1)</sup>. Bei sogenannten Kulturmenschen gibt es, scheint mir, ein Wir-Bewußtsein immer nur im Einzelgeiste (in der Regel bei einer Mehrzahl von Menschen, manchmal gewissermaßen vertretungsweise „für die anderen mit“ auch nur bei einem einzigen Menschen).

Gegenstand der Meinungsverschiedenheit zwischen uns ist die Frage nach der Natur der Beziehungen, zumal nach dem Grade ihres Gehalts an psychischer „Substanz“.

Liest man die Sätze in Eulenburgs Aufsatz aufmerksam, die sich hierauf beziehen, so drängt sich freilich der Eindruck auf, als ob sich der Verfasser selbst nicht ganz klar ist, wie weit er in seinem Zweifel gehen soll. Ich zitiere, um das zu zeigen, zunächst die wichtigsten, wobei ich diejenigen Worte sperre, auf die es mir für meine Entgegnung ankommen muß: Auf Seite 56 sind zunächst die entscheidenden Fragen *k o o r d i n i e r t* gestellt; sie besagen aber nicht Entsprechendes. Kann man also bei der einen oder anderen von ihnen mehr oder weniger dem Kritiker zustimmen, so braucht es bei einer anderen nicht zu geschehen. Es heißt da: 1. „Gibt es Gesellschaft nur soweit, als psychische Wechselwirkungen zwischen Individuen vorhanden sind?“ (Ich antworte: Ja; denn es gibt kein Gruppenleben ohne solche Wechselwirkungen; aber diese machen nicht allein das Kollektivleben aus und brauchen den in Wechselbeziehungen Stehenden nicht verstandesmäßig bewußt zu sein.) 2. „Oder“ (?) „sind stets auch nichtpsychische Strukturelemente in allen sozialen Gebilden nachzuweisen?“ (Ich antworte: Die Bejahung der Frage 1 schließt die Bejahung von Frage 2 nicht aus. Sicherlich sind solche „Strukturelemente“ vorhanden.) 3. „Wird Gesellschaft überhaupt nur dadurch möglich, daß solch interindividuelles Verhalten von Seele zu Seele, also geistiger Art, vor sich geht?“ (Antwort: Ein objektiv vorhandenes Gesellschaftsverhältnis kann bestehen, ohne daß sich die Glieder der //

<sup>1)</sup> Starke Gegensätze bilden hier unter anderem Lévy-Brühl und Jerusalem auf der einen Seite, Müller-Freienfels auf der anderen.

Gruppe dieses Vorhandenseins bewußt sind. Aber die Entstehung und das Bestehen von Sozialbewußtsein gibt ihr eine gesteigerte Lebensform.) 4. „Oder ist vielleicht andererseits auch ein Äußeres, Nichtpsychisches mit jener gegeben?“ (Antwort: Die richtige Gegenüberstellung wäre doch wohl: Oder wird Gesellschaft auch dann möglich, wenn ein interindividuelles Verhalten von Seele zu Seele nicht besteht? Diese Frage ist eben (zu 3) beantwortet. — Wird die Frage so formuliert: Ist nicht mit jeder Gesellschaft auch ein Nichtpsychisches gegeben?, so ist sie oben schon (zu 2) bejaht worden.)

Weiter unten — auf Seite 57 — heißt es dann: „Sonach bleibt die Frage offen: ob die Beziehungen von Mensch zu Mensch in den Gruppen und zwischen den Gruppen nur seelischer, das ist geistiger Art sind, und ob die Gruppen selbst überhaupt erst aus diesen psychischen Beziehungen zustande kommen. Beides ist durchaus zu verneinen.“ (In dieser Zuspitzung der Formulierung würde ich es auch verneinen.) Bald darauf heißt es: „Nun aber gibt es Verbundenheiten gesellschaftlicher Art, die nicht auf etwas Seelisches zurückzuführen sind. Das gilt schon von der sozialen Gruppe selbst. Vielmehr ergibt sich rein phänomenologisch, daß das Psychische selten allein für sich auftritt.“ (Dem letzteren Satze pflichte ich bei; dem ersten [„Nun aber gibt es . . .“], wenn gesagt wird: „die nicht nur auf etwas Seelisches zurückzuführen sind.“)

Man entschuldige diese scheinbare Wortklauberei. Ich hoffe, daß sie der Verständigung dient und Unklarheiten beseitigt. Wichtiger ist mir allerdings das Folgende, Positive:

Die Beziehungslehre zerlege ich in zwei Teile: A. Lehre von den Beziehungen erster Ordnung, wie sie zwischen Einzelmenschen und zwischen ihnen und den sozialen Gebilden bestehen; B. Lehre von den Gebilden (als den Ergebnissen der Beziehungen) und den Beziehungen zwischen ihnen. An Gebilden unterscheide ich drei Typen: Massen, Gruppen, abstrakte Kollektiveinheiten. Der Grad der Vergesellschaftung ist am geringsten bei der Masse, am stärksten bei der Kollektiveinheit, desgleichen der Grad der Abstraktheit. Von Begriffsbestimmungen will ich hier, um nur das Wichtigste knapp zu streifen, die Definition der Gruppe geben: „Die Gruppe ist ein Gebilde (des Zusammenlebens) von solcher verhältnismäßigen Dauer und Einheitlichkeit, daß man die verbundenen Wesen als relativ zusammengehörig ansehen muß.“ (Albion W. Small, der nicht deutlich Masse und Gruppe sondert, dessen Begriffsbestimmung mir aber teilweise als Vorbild gedient

hat, sagt: „Gruppe ist die Bezeichnung einer größeren oder kleineren Anzahl von Menschen, zwischen denen solche Beziehungen bestehen, daß sie als zusammengehörig gedacht werden müssen.“)

Die Beziehungen erscheinen mir nicht als Zustände, sondern als Vorgänge, Geschehnisse, nämlich Handlungen<sup>1)</sup> (und zwar Aktionen und Reaktionen). Die Beziehungslehre hat es nicht eigentlich mit Seelenzuständen, sondern mit Handlungen zu tun, die äußerlich mehr oder weniger wahrnehmbare Veränderungen in der Gruppierung der Lebewesen (Menschen) hervorrufen. (Damit ist der Unterschied zur Psychologie bereits hervorgehoben.) Diese Handlungen lassen sich auf zweifache Weise betrachten und untersuchen:

1. Als objektive Erscheinungen, d. h. eingeordnet in einen äußeren, sachlichen Zusammenhang mit einem größeren Ganzen, z. B. (und vor allem) mit der Natur, also als Naturprozeß. So kann etwa der Vorgang der Aggregation objektiv, also ohne Bezugnahme auf Bewußtseinsvorgänge, nach dem Vorbilde und den Methoden der Physik untersucht werden; 2. als subjektive Erscheinungen, d. h. als Bewußtseins- und besonders Willensvorgänge. (Die Ausdrücke objektiv und subjektiv sind also hier gleich äußerlich und innerlich etwa so gebraucht, wie es in der amerikanischen, englischen und französischen Wissenschaft üblich ist. Besonders Giddings stellt in seinen „Prinzipien der Soziologie“ den objektiven und subjektiven Vergesellschaftungsprozeß gegenüber.)

Die Handlung als solche ist ein äußerlich wahrnehmbares Geschehen und damit abhängig von Raum, Zeit, den Gesetzen der Physik und den Regeln der stofflichen wie der belebten Umwelt. Sie kann stets auch als etwas Nichtpsychisches betrachtet und nach gewisser Richtung hin erklärt werden. Es empfiehlt sich keinesfalls, wenn man das soziale Leben verstehen will, von dieser Seite völlig abzusehen und diesen Zusammenhang zu vergessen. (Es fragt sich nur, ob uns, die wir das Ziel haben, den Menschen verstehen zu lernen, mit dieser Betrachtungsweise viel gedient ist. Schließlich heißt doch, den Menschen verstehen, in erster Linie: seine Gefühle, Gedanken, seinen Willen, seine Absichten und damit eben — seine Handlungen zu verstehen.)

Die Handlungen aber suchen wir durch Analyse zu verstehen. Wir stoßen dabei auf die Motive und werden auf die subjektive

<sup>1)</sup> Vgl. über den Begriff des sozialen Handelns: Max Weber, Die Wirtschaft und die gesellschaftlichen Ordnungen und Mächte, im Grundriß der Sozialökonomie, Tübingen 1921, S. 11 ff.



Seite gelenkt. Die vorausgehenden, begleitenden und nachfolgenden Bewußtseinserscheinungen (im weitesten Sinne) sind die Vorgänge, die nicht minder (will mir scheinen: sehr viel mehr) zum Verständnisse der Beziehungshandlungen beitragen als die objektiven Geschehnisse. (Damit werden die mehr oder weniger mitwirksamen äußeren Anlässe also nicht geleugnet.)

Vergegenwärtigen wir uns kurz, welcher Zusammenhang damit zwischen den Wissenschaften von der Seele und der Beziehungslehre gegeben ist:

1. Die Psychologie ist allgemeine Lehre von den seelischen Vorgängen. Sie hat (vom Standpunkte der Soziologie aus betrachtet) einen allgemeinen Teil, der in Anlehnung an die allgemeine Physiologie die generellen Merkmale der Menschenseele, im Gegensatz zur Physis und zum Unbeseelten, dartut. Sie hat ferner einen Teil, den wir als Individualpsychologie bezeichnen können: die seelischen Vorgänge im (bestimmten, konkreten oder im typischen, abstrakten) Einzelmenschen werden untersucht, gruppiert usw.

2. Uns interessiert von ihr ein Grenzgebiet, das in die Richtung zur Gesellschaftslehre deutet: es ist die Unterdisziplin, die ich mit Stoltenberg Soziopsychologie nenne. In ihr werden die Regungen des individuellen Seelenlebens untersucht, die durch die Stellung des Einzelmenschen zu seinen Mitwesen bestimmt sind<sup>1)</sup>.

3. Die Psychosozilogie hat nicht mehr Vorgänge in einem Einzelwesen zum Objekte, sondern ihr ist die synoptische Betrachtung mindestens zweier, aufeinander wirkender Menschen eigen. In ihr werden die seelischen Erscheinungen bei einer Mehrzahl von Menschen untersucht auf den Grad der Gleichheit der Erscheinung oder auf die Art der Wirkung und Rückwirkung des seelischen Verkehrs hin.

Wenn Eulenb urg mit seinem Einwande recht hätte, würden wir, die wir das Psychische herauszuarbeiten bestrebt sind, den Fehler begehen, die Beziehungslehre in Psychosozilogie aufzulösen und für eine selbständige Soziologie nichts mehr übrig zu lassen. Es ist deshalb zur Entkräftung dieser Behauptung notwendig, vor allem den Unterschied zu nennen, der zwischen der Psychosozilogie und der eigentlichen Beziehungslehre besteht: Jene weist nur die seelische Wurzel der Handlung auf; es interessiert sie aber nicht

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu und zu dem Folgenden auch S. 79 dieses Heftes.

die Wirkung, die diese Beziehungshandlung auf die Gruppierung der Menschen zueinander ausübt.

Ein Beispiel: Die Verschwörung, geradezu ein klassischer Vorgang und Gegenstand der Beziehungslehre. Der Soziologe richtet seine Aufmerksamkeit nicht zum wenigsten auf die äußeren Begleitumstände, die einen solchen Vorgang möglich machen: etwa Notwendigkeit der Verheimlichung, moralische (statt juristische) Bindung der Teilnehmer. Er fragt weiter: Unter welchen sozialen Verhältnissen sind Verschwörungen nicht zu erwarten? Wodurch werden sie abgelöst? Sie werden von ihm in den äußeren Verlauf des Gesellschaftslebens eingeordnet und mit anderen gesellschaftlichen Geschehnissen in Zusammenhang gebracht. Er begnügt sich nicht mit der Analyse; sondern er gruppiert, mißt, systematisiert auch. — Die Revolution, um etwas anderes zu nennen, wäre in der Tat mit der Verdeutlichung der sie herbeiführenden oder von ihr freigemachten Motive soziologisch nicht hinreichend verdeutlicht. Sie muß auch in der Reihe des Geschehens überhaupt eingeordnet werden.

Bisweilen (nicht immer) läßt sich eine Stufenfolge von der Soziopsychologie (a) zur Psychosozio-logie (b) und schließlich zur Beziehungslehre (c) herstellen: Als Stadium a mag zum Beispiel der innere Vorgang der Zuneigung von A zu B und von B zu A dargestellt werden; ihm entstammt das psychosozio-logische Phänomen eines Gemeinschaftsgefühls (b). Im dritten Abschnitte ist die Freundschaft (c) als eine nach außen wirksame Verbindung zweier Menschen darzutun; etwa zu zeigen, welchen Einfluß sie auf das soziale Leben ausübt, welche Einwirkungen von ihr auf die Berufstätigkeit, auf das Vereinstreiben usw. ausgehen. Immer wird durch eine solche Erfassung der Beziehungen das Verständnis der Gebilde (der gefrorenen Substanzen, zu denen die Beziehungen führen) vorbereitet.

Um ein Bild zu gebrauchen: Im Gegensatze zu seinem Nachbarn, dem Psychosozio-logen, erscheint dem Soziologen das Gruppenleben des Menschen wie ein großes Schachbrett, auf dem durch „Beziehungen“ beständig Züge erfolgen. Die Figuren verschieben sich fortwährend im Verhältnisse zueinander. Und diese Verschiebungen sind es, die ihn beschäftigen. Er sucht sich, außer der Umgruppierung selbst, auch die Bewegkräfte dieser Umstellungen zu erklären und findet a) äußere Einflüsse, Anlässe, Drucke, Lösungen, b) innere Antriebe (a und b aber stets in enger Wechselwirkung aufeinander). Beide Kräfte-reihen erzeugen ein Handeln, das das Ziel hat, eine Ver-

bindung mit den anderen „Schachfiguren“, den anderen Menschen, herzustellen oder zu lösen. Waxweiler hat versucht, die Arten, in denen sich der Konnex bildet, einzuteilen. Ohne mich damit ganz auf sein System festlegen zu wollen, sei seine Aufzählung wiedergegeben: 1. konjunktive Handlungen (verbindende, einfache positive Annäherung), 2. Handlungen zum Schutze oder zur Schädigung anderer, 3. Wettbewerb, 4. Versuche, andere zu gleichartigen Reaktionen anzutreiben, 5. spontaner Zusammenschluß, 6. Wiederholung, nämlich Nachahmung, Suggestion, Kontagion, Reproduktion, 7. Initiative, 8. Aneignung und Nutzung, 9. Auslese. Jeder dieser Handlungen entsprechen soziopsychologisch gewisse Wollungen des Einzelmenschen. Ihre Heranziehung zur Erklärung der genannten Vorgänge ist notwendig, genügt aber nicht zur völligen Klärung: etwa Streben nach Verbindung, nach Widerstand, Kräftermessung, Bündnissen, Wiederholungen usw.

In den ersten beiden Beiträgen, die ich für die „Soziologie des Volksbildungswesens“ geschrieben habe, versuche ich, an dem Beispiele der Volksbildungstätigkeit die Forschungsweise der Beziehungslehre (so, wie sie mir am fruchtbarsten erscheint) konkreter zu zeigen. Ich muß auf das dort Gesagte (z. B. S. 39 ff.) verweisen.

Eulenburg bemüht sich nun seinerseits um eine Einteilung der Beziehungen, die abseits von seelenwissenschaftlichen Kategorien liegt. Er sagt: „Betrachtet man die verschiedenen sozialen Gruppen selbst, so zeigen sich folgende elementare Tatbestände: Jene sind 1. in einen räumlichen, 2. in einen zeitlichen Zusammenhang eingestellt; sie können auch 3. aus ihren biologisch-demologischen Zusammenhang nicht losgelöst werden und befinden sich 4. in einer sachlichen Bezogenheit mit anderen Menschen.“ Danach will Eulenburg die äußeren Beziehungen klassifizieren. Das kann doch nur heißen: es gibt 1. räumliche, 2. zeitliche, 3. biologisch-demologische und 4. sachliche Beziehungen.

Mir will nun scheinen, als wenn hier (wenigstens bei 1–3; die „sachlichen“ Beziehungen sind nicht umgrenzbar) eine Verwechslung von Bedingungen und Arten der Beziehungen vorliegt. Jede soziale Beziehung ist an räumliche, zeitliche, biologische Voraussetzungen gebunden. Es kann unter Umständen sehr zweckmäßig sein, so einzuteilen und zu gruppieren; wir können eben jedes Geschehen auf dieser Erde im Rahmen der genannten drei Kategorien betrachten. Aber Raum, Zeit, Leben sind noch nicht selbst Beziehungen, auch keine bei diesen mitwirkende Faktoren oder Elemente.

Vielleicht macht hier eine Analogie aus der theoretischen National-



ökonomie den Sinn deutlich: In der Lehre von der Produktion unterscheiden wir Produktionsfaktoren und Produktionsbedingungen. Jene wirken bei der Gütererzeugung mit, sind Gegenstand des Aufwandes; diese sind jederzeit einen starken Einfluß auf die Produktion ausübende Kräfte, die aber beim Vorgange der Erzeugung nicht unmittelbar mitwirken und normalerweise nicht Gegenstand des Aufwandes bilden. Wir scheiden Arbeit, Kapital, Boden dort; Recht, Sitte, Wissenschaft usw. hier.

Es würde nicht zu einer wirklichen Klärung des Begriffs der Beziehung und zum Verständnisse der einzelnen Beziehungen beitragen, wenn wir so allgemeine Kategorien wie Raum, Zeit, Leben, Bevölkerung zum Einteilungsprinzip der Beziehungen selbst machten. Beziehungen sind vielmehr z. B. Nachahmung, Wettbewerb, Bündnis usw. Ich unterscheide Seins- und Funktionsbeziehungen. Über die weitere Einteilung werde ich mich ein anderes Mal äußern.

Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, wie dankbar ich Eulenburg bin, daß er mir durch seine scharfsinnigen und fesselnden Betrachtungen den Anlaß gegeben hat, meine kurzen Ausführungen im ersten Hefte über Methodologie der Beziehungslehre an der Hand seiner Kritik nachzuprüfen und weiterzuführen. Manches freilich bleibt noch zu sagen übrig.

## Zur Bezeichnung der Gegenseitigkeit im Deutschen<sup>1)</sup>.

Von  
H. L. Stoltenberg.

1. Welchen Erfahrungsstoff wir auch wissenschaftlich bearbeiten, die Welt der Atome, die Welt der Sterne oder die lebender Wesen, überall haben wir Gruppen irgendwie gleicher Etwasse, von denen das eine auf das andere in bestimmter Weise einwirkt, von denen aber häufig auch das andere auf das eine in ähnlicher Weise zurückwirkt. Diese Wechselwirkungen und die dadurch zusammengefaßten Wechselwirkungen sind besonderer Beachtung wert, haben aber trotzdem wohl in keiner irgendwie bedeutenden Sprache schon eine ausreichende Bezeichnung gefunden. Sie für die deutsche zu schaffen, ist die Absicht dieses Aufsatzes, dessen Vorschläge sich mir in jahrelanger Anwendung immer wieder bewährt haben. Während ich früher<sup>2)</sup> nur kurz auf sie habe hinweisen können, ist mir jetzt durch den Herausgeber dieser Zeitschrift die Möglichkeit gegeben, sie ausführlich der Öffentlichkeit zu unterbreiten, für welches große Entgegenkommen ich ihm im Hinblick auf die Wichtigkeit einer möglichst tauglichen Lösung dieser Aufgabe, gerade auch für den Ausbau der „Beziehungslehre“ besonders dankbar bin. Dem Orte dieser Veröffentlichung entsprechend, beschränke ich mich dabei in meinen Beispielen auf das Gebiet der menschlichen Gesellschaft. Daß für sie dies wechselweise Bestimmen, dies gegenseitige Behandeln, dies aufeinander Einwirken von hervorragender Bedeutung ist, dürfte auch ohne den Hinweis auf Simmel, der ja die „Wechselwirkungsformen“, das „Füreinander-, Miteinander-, Gegeneinanderhandeln“ als Vergesellschaftungen zur eigentlichen Aufgabe der Gesellschaftslehre gemacht hat, ohne weiteres klar sein.

Zunächst ist eine Bezeichnung für das Ganze der solche Wechselwirksamkeit, solche Gegenseitigkeit, solche Einanderheit enthaltenden Teile vonnöten. Diese Bezeichnung müßte erstens sowohl als selbständiges Wort wie als Nachsilbe gebraucht werden können, zweitens besonders aus dem letzten Grunde möglichst kurz, d. h. möglichst einsilbig und möglichst wenig geräuschlautig (konsonantig) sein, drittens müßte sie, wenn möglich, schon in der gewünschten Bedeutung — sei es auch nur annähernd und selten — gebraucht werden, so daß man sich bei weiterer Verwendung auf ein paar Vorbilder berufen kann, und endlich dürfte sie nicht schon sonst mit unentbehrlichen Bedeutungen belastet sein, es müßte sich vielmehr für einzelne andere Bedeutungen leicht ein Ersatz schaffen lassen.

Unter allen mir bekannten Bezeichnungen finde ich nur eine, die mir all diesen Forderungen zu genügen scheint, und die ich — zunächst für den

<sup>1)</sup> Über die Gesichtspunkte, die uns bei der Bitte an den Verfasser leiteten, uns diesen Aufsatz zu überlassen, siehe S. 81 dieses Heftes. (Red.)

<sup>2)</sup> Sonderseelkunde und Seelgruppkunde. Ztschr. f. ang. Psychol. XV (1919), Heft 5/6, S. 397, Anm. 2. Die Formen der Vergesellschaftung im Tierreich. Zool. Anzeiger LI (1920), 6/7, 117 f.

rein wissenschaftlichen Sprachgebrauch — deshalb auch gern eingeführt sähe: die sächliche Nachsilbe *nis*.

Kurz genug ist sie und schließt dabei doch eine Hauptwörtung (Substantivierung) nicht aus.

Aber auch *Vorbilder* für die gewünschte Anwendung — wenn auch nicht vollkommene — lassen sich finden. Ich nenne vor allem: das *Verhältnis* — nach Simmel (Soz. S. 635, Anm.) „das am reinsten soziologische Wort, das es gibt“ — und das *Bündnis* und nehme sie — ohne damit etwas über ihre Entstehung aussagen zu wollen — als „die sich irgendwie zueinander Verhaltenden“, als „die miteinander Verbundenen“.

Nahe kommt diesem Sprachgebrauch übrigens auch *Tönnies*, wenn er (Gemeinschaft und Gesellschaft, I, § 9—11) *Verständnis* als „gegenseitig-gemeinsame“ Gesinnung der „einander“ liebenden, sich leicht an „einander“ gewöhnenden, der „oft und gern mit-, zu-, aneinander“ redenden und denkenden Menschen bestimmt. Auch in Wörtern wie *Gleichnis*, *Einverständnis* und *Zerwürfnis* denkt man leicht die Gegenseitigkeit mit.

Endlich lassen sich die vorkommenden anderen Bedeutungen dieser Bezeichnung verhältnismäßig leicht durch andere Bezeichnungen ausdrücken.

Zunächst bildet man mit *nis* Hauptwörter aus *Beiwörtern*, z. B. die *Finsternis*, die *Wildnis*.

Diese Wörter unterscheiden sich von den vorgeschlagenen schon zur Genüge durch ihr weibliches Geschlecht. Sollte es aber trotzdem noch nötig sein, auf sie zu verzichten, so könnte man diese höchst seltenen Wörter *entweder* durch entsprechende auf *heit* ersetzen, z. B. die *Finsternis* durch die *Finsterheit*, *oder*, sollte man mit denen auf *nis* nicht so sehr den Zustand als vielmehr etwas Dinghaftes meinen, durch die sächlich gehauptwörteten *Beiwörter*, z. B. die *Finsternis* durch das *Finster* — „Schimmer aus lichtgoldnem Blatte treibt aus dem waldigen Finster“, singt denn in der *Tat St. George* in seinem „*Gartenfrühlinge*“ — *oder* durch Wörter auf *e*, z. B. die *Wildnis* durch die *Wilde* (wie *Wüste* von *wüst* gebildet).

Etwas anders liegt die Sache bei den von *Zeitwörtern* abgeleiteten Hauptwörtern. Von *Zustands-* und bestimmten *Tätigkeitswörtern* herkommend, bedeuten sie diesen Zustand, diese Tätigkeit selber, wie das *Geschehnis* (was geschieht), das *Vorkommnis*, das *Begräbnis*, oder — unter Fortfall des rückzielenden (reflexiven) Fürwortes sich — das *Ereignis* (was sich ereignet). Auch hier wäre unter Umständen ein Ersatz möglich: entweder durch die einfach gehauptwörtete Nennform: das *Geschehen*, das *Vorkommen* oder vielleicht auch durch die Nachsilbe *ung*, wie in *Verlobung*, in *Begrabung* (*Beerdigung*), in *Sichereignung* oder — *auch* unter Fortfall von „*sich*“ — in *Ereignung*.

Sind die ableiteten Wörter *Wenzielwörter* (haben sie ein *Akkusativobjekt* hinter sich), so wird aus der *Handlung* in den Wörtern mit *nis* häufig das dadurch *Geschaffene*, wie in *Erzeugnis*, *Verhängnis*, *Ersparnis*. Diese Wörter, die man noch für die am wenigsten entbehrlichen halten könnte, lassen sich nun aber doch auch ersetzen, und zwar, wie ich hier nur kurz andeuten kann — an anderer Stelle<sup>1)</sup> habe ich das näher begründet —, nach dem *Vorbilde* von Wörtern wie: das *Gesetz*, das *Geschoß*, das *Angebot* usf. durch die *endsilblose* Mittelform (das *Partizip*): das *Erzeug*, das *Erspar*, das *Erlaub* (*Urlaub*).

Noch andere, von *Zeitwörtern* abgeleitete Wörter, wie die *Verdammnis*, die *Besorgnis*, die *Bedrängnis* lassen sich auch durch Wörter wie *Verdammt-*heit, *Besorgtheit*, *Bedrängtheit* wiedergeben, wenn sie nicht mit den Wörtern *Verdammung*, *Bedrängung* gleichdeutig gebraucht, also auch durch sie ersetzt werden können.

<sup>1)</sup> Neue Wortbildung, besonders in Anwendung auf die Seelkunde. Ztschr. f. angew. Psychologie XV (1919), 5/6 (6).



Etwas Unentbehrliches verrichtet die Nachsilbe, wie wir nun wohl erkannt haben, im Deutschen also nicht mehr. Deshalb konnte auch J. Grimm in seiner „Deutschen Grammatik“ (II<sup>2</sup>, S. 309 f.) von ihr sagen: „Der nhd. (neuhochdeutschen) Sprache sind die Ableitungen -nis zwar geläufiger als der mhd. (mittelhochdeutschen), doch läßt sie ihnen weit geringeren Umfang als die englische oder selbst niederländische.“ „Einzelne dieser Ableitungen klingen schon steif (z. B. Ergebnis, Wagnis), ganz unerträglich von schlechten Schriftstellern neuerfundene (z. B. Verkenntnis, Labnis, Steilnis, Trocknis); Analogie hat bei dieser Ableitung fast alles Recht verloren“ (S. 310).

Das heißt mit anderen Worten: Jede Analogie hat gleiches Recht, begründete Einsprüche gegen eine fruchtbare und ein starkes Bedürfnis befriedigende Neuverwendung dieser Nachsilbe auf Grund irgendeines Vorbildes können bloß deswegen, weil die Nachsilbe bisher auch noch anders verwendet worden ist, nicht gemacht werden.

Ein solches dringendes Bedürfnis ist aber die Bezeichnung der Gegenseitigkeit, und deshalb halte ich es für durchaus gerechtfertigt auf Grund der oben genannten, wenn auch noch so wenigen und ungenauen Vorbilder — Verhältnis, Bündnis usw. —, die sächliche Nachsilbe nis ganz allgemein für die sich wechselweise Beeinflussenden, sich gegenseitig Berührenden, einander Verändernden zu gebrauchen.

Wenn wir so das, was bis jetzt nur — durch Auslassung des „einander“ bei der Anhängung der Nachsilbe entstandene — Mitbedeutung war, zur Hauptbedeutung machen, tun wir übrigens nichts Außergewöhnliches, nehmen vielmehr nur Gesetze des Bedeutungswandels in unseren Willen auf und lenken und beschleunigen nur nach unserem dringenden Bedürfnis bewußt einen an sich natürlichen Vorgang.

2. Nachdem ich so die Bedeutung der Bezeichnung nis im allgemeinen festgelegt habe, muß ich noch ein paar besondere Fragen behandeln, wobei sich dann, wie ich hoffe, auch die letzten, noch gebliebenen Bedenken gegen die beabsichtigte Verwendung dieser Bezeichnung zerstreuen werden.

Die Bezeichnung nis kann einmal als Nachsilbe verwendet und dabei zunächst an Zeitwörter, und zwar solche, die das Einander im Wenfall nach sich haben, gehängt werden. Das Liebnis sind die „einander“ oder die „sich gegenseitig“ Liebenden, das Haßnis die „einander“ oder „sich gegenseitig“ Hassenden. Ebenso sind das Beratnis, das Bewundernis, das Unterhaltenis, das Vergnügenis, das Überbietnis, das Steigernis, das Bekämpfnis, das Verpflichtnis und das Versichernis zu gebrauchen. Das Hemnis müßte jetzt als die „gegenseitig sich Hemmenden“ verstanden werden; für die sonst mit diesem Wort verknüpfte Bedeutung könnte man die Hemmung, aber auch die Hemme (womit man hemmt) sagen.

Ganz allgemein sei gleich hier bemerkt, daß ein Umlaut bloß in Rücksicht auf das folgende i in nis, wie wir ihn in älteren Wörtern, z. B. in Empfängnis, noch haben, zu vermeiden ist. Wir könnten dann nicht immer klar erkennen, ob das Wort von dem Zeitwort ohne Umlaut (z. B. von abhagen) oder von dem davon abgeleiteten mit Umlaut (z. B. von abhängen) herkommt.

Außer den Wenzelzeitwörtern kommen aber auch — wenn keine Mißverständnisse zu befürchten sind — solche mit dem Wemfall in Betracht. Ein Erzählis bilden die einander etwas Erzählenden, ein Berichtnis die einander etwas Berichtenden. Hierher gehören dann ferner: das Schuldnis („zweiseitiges Schuldverhältnis“), das Haftnis, das Schreibnis, das Widersprechnis und das sehr wichtige Entsprechnis für die miteinander in Korrelation stehenden, einander entsprechenden Reihen.

Selbst Wesfallzeitwörter möchte ich nicht ausschließen: das **Gedenknis** ist eine zu wichtige Gruppenart.

Endlich kommen noch Zeitwörter in Frage, die das Einander durch ein Verhältniswort an sich binden — vor allem auch solche, die außerdem kein Ziel (Objekt) mehr haben. Das **Spielnis** (die miteinander Spielenden), das **Kämpfnis**, das **Rednis**, das **Sprechnis** sind zu erwähnen, weiter das **Verhandelnis**, das **Plaudernis**, aber auch das **Wirknis** (Wechselwirksamkeit), das **Abhangnis** (die voneinander Abhängenden) und das **Anhangnis** (die aneinander Hangenden).

Daß neben den Zeitwörtern auch **Hauptwörter** geeignet sind, durch **nis** erweitert zu werden, mögen die beiden Wörter: das **Freundnis** und das **Feindnis** zeigen. Sie bedeuten die gegenseitig sich Freund oder Feind Seienden. Ebenso sind das **Bekanntnis** und das **Verwandtnis** zu verstehen.

Diese letzten Gebilde führen uns dann auch zu Zusammengesetzten mit **Beiwörtern**. Auch sie bedeuten die **einander das oder das Seienden**. So könnte man das **Mildnis**, das **Treunis**, das **Fernnis**, das **Nahnis** u. a. wagen, so das **Gleichnis** als die beiden, einander gleichen Teile deuten.

Ganz besonders zu beachten sind hier **Zahlwortgebilde**. **Simmel** hat auf die Bedeutung der Anzahl für die Art der Wechselwirkungsformen eingehend hingewiesen. Zu ihrer Benennung nach dieser Anzahl muß er sich dabei so umständlicher Ausdrücke wie **Zweiergruppe**, **Zweierverbindung**, **Zweierformung**, **Zweierkombination**, ja **Zweierkonfiguration** bedienen! Sollte man da nicht besser **Zweinis**, **Dreinis** usf. sagen dürfen und entsprechend: **Vielnis** und sogar **Allnis**?

Schließlich ließen sich noch Verhältniswörter oder andere Partikeln ableiten. Ein **Fürnis** bilden „für einander Seiende“, ein **Widernis** „wider einander Seiende“.

Mit der Bezeichnung dieser Tatsachen der Wechselwirkung bloß durch die Hauptwortnachsilbe ist es nun aber nicht getan. Der Stamm **nis** kann zweitens auch selbst wieder zu neuen **Bei-**, **Zeit-** und **Hauptwörtern** erweitert werden.

Um bestimmte Gruppen dadurch näher zu kennzeichnen, wie sich die einzelnen zueinander verhalten, gebraucht man am besten mit den ebenbehandelten Hauptwörtern gleichlautende **Beiwörter**, **liebnis** oder **habnis**, und spreche z. B. von **verehrnissen** und **veracht-nissen** Gesellschaften. Rückwärts kann man dann die Hauptwörter auf **nis** von diesen **Beiwörtern** durch einfache sächliche Hauptwörtung abgeleitet denken, wie von **blau** das **Blau**, so von **liebnis** das **Liebnis**.

Wichtiger noch ist die Bildung entsprechender **Zeitwörter**. **J. Grimm** weist in seiner „**Deutschen Grammatik**“ (II<sup>2</sup>, S. 311) auf eine Eigentümlichkeit des Englischen hin: „Ja, was bei dieser Ableitung sonst und selbst im Ags. (Angelsächsischen) unerhört scheint, es ist sogar das Verbum **wit-ness** (**testificare**) gewagt worden.“ Auch ohne diesen Sonderfall schon gekannt zu haben, fühlte ich mich auch immer wieder gedrängt, die von mir — allerdings mit einer vom Englischen ganz abweichenden Bedeutung — gebildeten Wörter auf **nis** auch zu **zeitwörtern** (**verbalisieren**). **Schreibnissen** hieße dann einen Briefwechsel führen, miteinander korrespondieren.

Aber auch dabei brauchen wir nicht stehen zu bleiben, können diese **Zeitwörter** vielmehr noch durch die Nachsilbe **ung** wieder **hauptwörtern**, z. B. **Fraggnissung** und **Beachtnissung** bilden, um so die **Wechselwirkung**, die gegenseitige **Behandlung** als **Tätigkeit** zu bezeichnen. Die bisher doppeldeutigen: **Unterhaltung**, **Beratung** (**Konsultation**) und **Begrüßung**, die einmal die Tatsache bezeichneten, daß ich einen anderen **unterhalte**, **berate** und **begrüße**, dann aber auch die, daß **zwei oder mehrere einander unterhalten**, **beraten** und **begrüßen**, sind jetzt nur als **einseitige Handlungen** oder **Handlungsfolgen** zu verstehen; die **wechselweisen**, **gegen-**



seitigen Handlungen können durch Unterhalt'nissung, Berat'nissung, Begrü'nissung klarer, wenn auch etwas länger benannt werden. Neben Vergebung, Erzählung, Prüfung, Verführung und Belehrung stehen jetzt als zum Teil erst durch die Wörter uns zu lebendigen Begriffen werdende „Wechselwirkungsformen“: die Vergeb'nissung, Erzähl'nissung, Prüf'nissung, Verführ'nissung und Beleh'r'nissung.

Haben wir es nicht unmittelbar mit Wechselwirkungen, also Tätigkeiten, sondern mit Wechselbeziehungen, also mehr mit Zuständen zu tun, so steht uns zur Bezeichnung die Nachsilbe heit zur Verfügung. So bedeuten Lieb'nisheit, Schuld'nisheit, Haft'nisheit, Abh'ang'nisheit (interdépendance) die Tatsache und die Art des sich gegenseitig Liebens, des einander etwas Schuldens, des einander für etwas Haftens, des voneinander Abhängens. Simmel scheidet (Soziol. S. 635, Anm.) begrifflich das Verhältnis, das mehrere haben, von dem, das sie sind: das erste nenne ich die Verhältn'isheit, bloß das zweite das Verhältn'is.

Endlich kommen noch neue Hauptwörter auf er in Frage. Ber'at'nisser bedeutet dann entweder einen, der berat'nißt, oder einen, der zu einem Berat'nis gehört — wie Eisenbahner von Eisenbahn oder Gesellschafter von Gesellschaft gebildet —, was aber sachlich auf dasselbe hinauskommt. Darauf hat mich das englische witnesser (Zeuge) gebracht, das wohl am besten als von dem eben genannten Zeitwort witness (bezeugen) abgeleitet aufgefaßt wird.

Dann sei drittens darauf hingewiesen, daß einige dieser eben aufgezählten Nachsilben unter Umständen auch als selbständige Wörter gebraucht werden könnten, so das Nis, die Nissung, der Nisser, aber auch nissen.

Endlich sei viertens noch auf die Bezeichnungen dieser neuen Nachsilbe nis zu anderen Nachsilben, zu heit und vor allem zu schaft aufmerksam gemacht.

Auch wenn wir uns, um die bedeutungbeladene Nachsilbe schaft ein wenig zu entlasten, entschließen, wie ich das in den schon erwähnten Aufsätzen vorgeschlagen habe, sie bloß für eine Anzahl gleicher Personen, wie z. B. in Leserschaft, Pflerschaft, zu gebrauchen, sie in eigenschaftlicher Bedeutung regelmäßig durch die Nachsilbe heit zu ersetzen, also Freundheit und Freundschaft, Feindheit und Feindschaft, Bekanntheit und Bekanntschaft grundsätzlich zu unterscheiden — genügt das noch nicht den gegebenen Verhältnissen gerecht zu werden. Die Etwasse, mit deren Bezeichnungen schaft zusammengesetzt wird, können in sich eine Beziehung zu einem anderen Etwas bergen, wie z. B. der Freund, der Feind usf., und dann wird in den zusammengesetzten Wörtern (Freundschaft und Feindschaft) nicht deutlich, ob die Mehrzahl von Etwassen Beziehungen zu einem anderen, außerhalb ihrer stehenden Etwas oder ob sie Beziehungen untereinander haben. Freundschaft bedeutet bisher sowohl „meine Freunde“, wie auch „ich und meine Freund“.

Diese letzte Doppeldeutigkeit wird eben erst durch die Verwendung der Nachsilbe nis in der hier vorgeschlagenen Bedeutung beseitigt. Freundheit, Freundschaft, Freundnis; Feindheit, Feindschaft, Feindnis; Bekanntheit, Bekanntschaft, Bekanntnis; Verwandtheit, Verwandtschaft, Verwandtnis usf. sind immer ganz verschiedene Begriffe und müssen deshalb auch sprachlich streng auseinandergelassen werden. Das ist für die Beziehungslehre, für die Menschengruppenlehre von grundlegender Bedeutung.

Ich habe Begriffe erlebt, ein starkes Ausdrucksbedürfnis gespürt und es auf meine Weise zu befriedigen versucht. Ob andere mir nachgehen werden, hängt davon ab, ob sie gleiche Begriffe erleben, dasselbe Ausdrucksbedürfnis spüren und nicht etwa einen besseren Ausweg finden — auf den ihnen dann zu folgen ich keinen Augenblick mich besinnen würde.



### III. Literaturbesprechungen.

Stoltenberg, Hans Lorenz, *Soziopsychologie*. Erster Teil der *Sozialpsychologie*. Berlin 1914, Karl Curtius, 168 S.

Gerade vom Standpunkte der Beziehungslehre macht sich das Bedürfnis stark fühlbar, den allzu umfangreichen Problemkomplex, den man unklar *Sozialpsychologie* nennt, und der die recht verschiedenartigen Verbindungen von Seele und Gesellschaft zusammenfaßt, in seine Hauptbestandteile zu zerlegen. Bereits im 1. Hefte erwähnte ich (auf Seite 74) Stoltenbergs — dem in Amerika von Ellwood geäußerten Plane parallel laufenden — Vorschlag, die *Sozialpsychologie* zu scheiden in *Soziopsychologie* und *Psychosozio- logie*. Damit wird die unterschiedsreiche Mischung sozialwissenschaftlicher und psychologischer Elemente, wie ich glauben möchte, sehr zweckmäßig zwiegeteilt. *Soziopsychologie* ist ein Zweig der *Psychologie*, für die Sigwarts (von Stoltenberg zitiertes) Wort gilt: „Alle *Psychologie* ist *Individualpsychologie*, weil sie nur von dem reden kann, was in dem Bewußtsein vorgeht und sich findet, und weil dieses Bewußtsein immer nur das eines Individuums von sich selbst sein kann.“

Die eigentliche *Psychologie* hat das Einzelwesen zum Gegenstande (sei es die abstrakt generalisierte Durchschnittserscheinung, sei es die konkrete, als Versuchsobjekt brauchbare Person). Da aber ein großer Teil der individuellen Bewußtseinsvorgänge aus dem Verhältnisse des Menschen zu anderen Menschen bestimmt wird, so läßt sich innerhalb der *Psychologie* eine *Soziopsychologie* abgrenzen; sie hat die Bewußtseins-

vorgänge und deren Inhalte zum Gegenstande, die beim Einzelwesen auf eine Beziehung zu einem oder mehreren Mitwesen zurückzuführen sind.

Je mehr wir aber die Bedeutung des Gruppenlebens für die Erfassung seelischer Vorgänge erkennen, desto mehr lenkt sich ferner die Aufmerksamkeit auf die Bewußtseinserscheinungen, die an mehreren Menschen gemeinsam zu beobachten sind. Unsere Betrachtungsweise ist dabei *synoptisch* dieser Mehrzahl von Wesen zugewendet. Der Zusammenhang von Gruppe und Seele tut sich auf. Nun beobachten wir wieder zweierlei: Gemeinsamkeiten und Verkehr. (Es ist der gleiche Unterschied, den wir in der Nationalökonomie zwischen Gemeinwirtschaft und Verkehrswirtschaft machen.) Beides gehört zur *Psychosozio- logie*. Vorwegnehmend möchte ich sagen: die Mischung ist hier derart (darum ist auch die Bezeichnung gut gewählt), daß es sich mehr um Gruppenlehre als um Seelenkunde handelt. Immerhin werden hier an der Gruppe oder den verkehrenden Einzelwesen eben nur die seelischen Erscheinungen aufgewiesen.

Daß die Trennung zwischen den beiden Provinzen der *Sozialpsychologie* nicht vollständig und nicht derart ist, daß keine Kausalfäden hinüberliefen, daß sie überhaupt mehr ein äußeres Orientierungsmittel und ein Arbeitsprinzip als eine wesentliche Scheidung ist, läßt sich nicht leugnen, und daß *Psychosozio- logie* nicht dasselbe ist wie *Soziologie*, soll hier nur angedeutet werden (vgl. S. 70). Von allen psychologisch bemerkenswerten Erscheinungen kann man die große Mehrzahl einem der beiden Gebiete der *Sozialpsychologie* zuweisen;

nur wenige sind zugleich soziopsychologisch und psychosozialologisch. Es führt eine Linie von der (engeren) Individualpsychologie zur Soziopsychologie, von dieser zur Psychosozialologie und schließlich zur empirischen Soziologie. Für unseren Zusammenhang hier bleibt das Wichtigste die Sonderung der seelischen Erscheinungen des Einzelbewußtseins, die sich auf das Gruppenleben beziehen, von den seelischen Erscheinungen an und in der Gruppe.

Stoltenberg hat nun in dem vorliegenden Bändchen zunächst die Soziopsychologie behandelt; eine weitere — m. W. schon im Drucke befindliche — Schrift soll danach der Psychosozialologie gewidmet sein. Freilich, was der Verfasser in seiner „Soziopsychologie“ gibt, ist nicht etwa ein System oder Grundriß; es ist nur ein sehr knappes Schema, ein bloßes Verzeichnis der Kategorien und Begriffe in allzu aphoristischer Form. Aber da die Kategorien die Voraussetzung der ordnenden Arbeit der Wissenschaft sind, so ist dieser Versuch beachtenswert genug. Freilich ist Stoltenbergs Schema noch nicht hinreichend durchgearbeitet und auch nicht frei von Fehlern; dabei ist es durch seine leidige Neigung, „volksnahe“, aber oft recht ungewöhnliche Verdeutschungen anzuwenden, mit einer der Sache und dem Autor nur gefährlichen Zutat belastet. Ich fürchte, den Leser zu ermüden, wollte ich unter Anwendung der — bisweilen, nicht immer — gekünstelten Terminologie Stoltenbergs Aufzählung ohne Weglassung hier wiedergeben. Vielleicht genügt es, wenn ich mein eigenes vereinfachtes, aber von Stoltenberg beeinflusstes und von ihm abhängiges Schema mitteile, von dem ich hoffe, daß es in strafferer und, soviel ich sehen kann, folgerichtiger Anordnung einige Verbesserungen enthält.

Ich sondere innerhalb der soziopsychologischen Erscheinungen wie Stoltenberg A) Erfahrungen vom anderen (St. sagt: „Merkungen“) und B) Stellungnahme zum anderen („Deutungen“). Dem möchte ich koordinieren einen dritten Teil C

Entstehung innerer Gemeinsamkeiten und Sonderungen.

Zu A (den „Merkungen“) gehören:  
1. Merkungen der Gefühle und Begierden des anderen (oder der anderen),  
2. seiner Absichten,  
3. seiner „Erinnerungen“ (Gedenken, Vergessen).

Zu B (den „Deutungen“) gehören:  
1. Deutungen durch Erinnerungen,  
2. durch Gefühle und Begierden,  
3. durch Absichten.

Zu C: Aus „Mitbewußtsein“ entstehen Wir- und Ihrbewußtsein, Gemein- und Andersbewußtsein, sowie bestimmte andere Reaktionen auf Mitbewußtsein. Hier sind die soziopsychologischen Erscheinungen zusammengefaßt, die auch einer psychosozialologischen Untersuchung bedürfen.

Bei A r sind (nach Stoltenbergs Vorbild) Hinweise auf die ansteckende Kraft fremder Gefühle wertvoll. Die Erkenntnis fremder Triebe sondert sich in Merkungen von Trieben a) in Beziehung auf Dritte oder Drittes, b) in Beziehung auf den Merkenden. Die A b s i c h t e n unterscheiden sich nach dem Grade der Rationalität und Dringlichkeit. Unter Benutzung der (nicht allzu sorgfältig geordneten) Stoltenbergschen Zusammenstellungen scheint mir folgende Einteilung zweckmäßig:

- a) α) Interessen und β) Pläne.
- b) α) Vorsätze,  
β) Motive,  
γ) Absichten im engeren Sinne,  
δ) Forderungen (Aufforderungen, Verbote, Erlaubnisse). (Sehr klar zeigt St. die Reaktionen darauf durch Für- und Widergefühle),
- c) bloße „Hingefühle“ (Stoltenberg sagt S. 33 seltsamerweise „H e r g e f ü h l e“ und reserviert den Ausdruck „Hingefühle“ für die Für- und Widergefühle.)

Aus Stoltenbergs kurzen Glossen scheint mir hervorhebungs- und dankenswert seine Einteilung der Wünsche, seine Einfügung der Kategorie „Erinnerungen“ und seine Zerlegung der Absichten, besonders in ihr seine Analyse der Nachahmungen



(wobei der Übergang zur Psychosozialogie deutlich wird).

Jedoch muß ich mich hier darauf beschränken, dem Leser lediglich eine erste vage Vorstellung von dem zu geben, was mit Stoltenbergs Anregungen beabsichtigt ist. Sie unbeachtet zu lassen und sich mit der altherwürdigen Affektenlehre Spinozas oder der modernen schwerfälligen Wundtschen Einteilung zu begnügen, wäre verfehlt. Stoltenbergs Kategorientafel kann, scheint mir, im Zusammenhang mit Mc. Dougalls (in seiner „Introduction to Social Psychology“ gegebenen) entwicklungs-geschichtlicher Untersuchung der Ausgangspunkt für eine Ordnung der sozial relevanten Bewußtseins-tatsachen werden, deren wir dringend bedürfen.

Leider ist mir aus dem Briefwechsel mit Fachgenossen klar geworden, was für ein Hindernis Stoltenberg sich selbst mit seinen Spracheigen-tümlichkeiten geschaffen hat. Es würde mir falsch erscheinen, seine Neu- und Umbildungen samt und sonders zu verwerfen. Einige habe ich mir dankbar zu eigen gemacht. Aber seine neuerdings gewählten Ver-deutschungen, z. B.: Gruppseelkunde und Seelgruppkunde (oder Grupp-kunder statt Soziologe) wirken als Spielereien, die dazu führen, daß sein wissenschaftlicher Ernst über-haupt in Zweifel gezogen wird. Auf meine Fußnote auf S. 67 des 1. Heftes (über das „s“ im Worte Gesellschafts-wissenschaft) erhielt ich vom Ver-fasser eine kleine Ausarbeitung, die ich leider aus Raummangel hier nicht veröffentlichen kann. Statt dessen bat ich Herrn Dr. St., uns seinen (in dieser Nummer auf S. 74 ff. ver-öffentlichten) Aufsatz „Zur Bezeich-nung der Gegenseitigkeit im Deut-schen“ zur Verfügung zu stellen. Mögen sich danach diejenigen, die in diesen Fragen kompetenter sind als ich, selbst ihr Urteil bilden. Mir scheint es nur in viel geringerem Grade möglich, die Sprache zu einem deutlichen Spiegel strenger Begriff-lichkeit zu machen, als es Stolten-berg erstrebt. Aber gerade wer eine

solche Durchdringung der Sprache mit Begriffslogik will, der sollte die Hilfen der lateinischen und griechi-schen Sprache nicht verschmähen.

Mit lebhafter Erwartung werden alle diejenigen, die dem Verfasser für seine Soziopsychologie dankbar sind, seiner Psychosozialogie entgegensehen. Sie hat eine ungleich schwerere Auf-gabe zu lösen. L. v. W.

Worms, René: *La Sociologie, Sa Nature, Son Contenu, Ses Attachés*. Bibliothèque Sociologique Internationale, Série in 18. Paris 1921, Giard & Cie. 164 S. Preis 2,50 fr.

Der kleine Leitfaden<sup>1)</sup>, der äußerlich an Simmels letzte Arbeit, „Grundfragen der Soziologie“, also an unsere Göschenbändchen erinnert, faßt — wie es im Mai/Juni-Hefte von Worms' Revue Internat. de Sociologie heißt — „in gedrängter und allen zugänglicher Form die gesamten Bestrebungen aller Schulen auf dem Gebiete der allgemeinen Soziologie“ zusammen. Dem Forscher außerhalb Frankreichs wird es willkommen sein, sich in so zweckmäßiger, knapper Form über die gegenwärtige Auffassung zu unter-richten, zu der einer der führenden und rührigsten Fachvertreter Frank-reichs inzwischen gelangt ist. Klarer und einfacher ist wohl der schwierige Gegenstand kaum jemals von einem Gelehrten dargestellt worden. Es fragt sich nur, ob nicht zu einfach und zu elegant.

Bestehend ist schon die Anord-nung: 3 Teile: Wesen, dann Inhalt, schließlich Grenzbeziehungen der So-zialogie. Die 5 Kapitel des ersten Teils tragen folgende Überschriften: 1. Fragestellung; 2. Die Soziologie ist keine „Kunstlehre“ (art); 3. Die Soziologie ist keine Einzelwissen-schaft; 4. In welchem Sinne ist die Soziologie die Allgemeinwissenschaft von den Gesellschaften? 5. Die Soziologie ist die Philosophie der sozialen Einzelwissenschaften. Damit ist flüchtig die Natur der Disziplin skizziert. Den Hauptinhalt bringt der

<sup>1)</sup> Vgl. auch S. 102 dieser Nummer. Kölner Vierteljahrshefte. Heft 3.



zweite Teil in 10 fesselnden Kapiteln: 1. Die Gesellschaft und die gesellschaftlichen Beziehungen; 2. Die soziale Grundtatsache; 3. Wirklichkeit der Gesellschaft; 4. Gesellschaftsvertrag oder Gesellschaftsorganismus? 5. Einteilung der Soziologie; 6. Die sozialen Elemente; 7. Das soziale Leben; 8. Die soziale Entwicklung; 9. Die soziologische Methode; 10. Die soziologischen Gesetze. Der dritte Teil behandelt in 5 Kapiteln die Beziehungen der Soziologie: a) zur Kosmologie und Biologie, b) zur Psychologie, c) zu den verschiedenen sozialen Einzelwissenschaften, d) zu den sozialen „Kunstlehren“, e) zur Philosophie.

Der starke Sinn für Symmetrie und Agerundetheit, den der Aufbau der 20 Kapitel verrät, ist auch im Inhalte eines jeden am Werke, formsicher in Antithesen, Sonderungen und Verbindungen voranschreitend, als ob es sich mehr darum handele, einen gefälligen Bau von Gedanken zu errichten, als den verwickelten, oft der Harmonisierung arg widerstrebenden Zusammenhängen eines Kolosses von Realitäten nachzugehen.

Sehr wertvoll und nachahmenswert ist die klare Abtrennung der „arts sociaux“ von der Soziologie. Diese habe nicht die Aufgabe, unmittelbar Reformen sozialer Einrichtungen anzustreben. In diesem Sinne unterscheidet der Verfasser streng zwischen „science“ und „arts“. Diese Sondernung sei nicht dieselbe wie die von Theorie und Praxis. Nach Worms zeigt die Theorie, was man verwirklichen müßte, die Praxis, was man verwirklichen kann. (Das ist freilich die genaue Umkehrung der antiken, in der Philosophie noch fortlebenden Gegenüberstellung; aber der moderne Sprachgebrauch hat sich in der Tat auch bei uns der Wormsschen Terminologie genähert.) Die Theorie sei allgemein und abstrakt, die Praxis besonders und konkret. Beide aber richteten sich auf das Handeln, und beide ständen damit außerhalb der Wissenschaft. (Wäre es nicht von Vorteil, wenn auch wir in Deutschland in diesem Sinne die Theoretiker, also Leute, die Forderungen an Handelnde auf Grund allgemeiner

Sollsätze aufstellen, terminologisch strenger vom Wissenschaftler schie-den?) Die Wissenschaft hingegen beabsichtige nicht, zu handeln, sondern nur zu erkennen. („Elle ne songe pas à transformer, mais bien à informer.“) Die Wissenschaft mache Feststellungen, treibe also keine Theorie. Sie sei jünger als diese, suche aber die „Kunstlehren“ zu leiten. Die arts sociaux wollten die gesellschaftliche Welt verbessern. Zuvor aber müßten die Wissenschaften die Welt kennen lehren. Denjenigen Wissenschaften, die das Studium von Funktionen zum Gegenstande hätten, entspreche zu-meist je eine besondere „Kunstlehre“. Jene studiere ihr Objekt, diese suche es zu vervollkommen. So stehe der Wirtschaftswissenschaft die Wirtschafts-„Kunstlehre“ (art économique), der Wissenschaft von den Sitten die Morallehre, der Religionswissenschaft die religiöse Dogmatik, der Rechtswissenschaft und Rechtsgeschichte das Recht als Technik des Gesetzgebers und Richters, der wissenschaftlichen Politik die eigentliche „Politik“, der Demographie die Eugenik und soziale Hygiene usw. gegenüber.

Auch für Frankreich ist diese strengere und echt moderne Scheidung, der gegenwärtig ähnliche Bestrebungen bei uns und in Amerika entsprechen, trotz Comte, in dieser Entschiedenheit noch neu. Mir will scheinen, daß in der Tat wichtiger als alle Sonderungen von Natur- und Geisteswissenschaften und als andere Versuche, ein System von Wissenschaften zu geben, die deutliche Scheidung von Wissenschaft und „art“ ist. Leider erschwert uns unsere deutsche Sprachentwicklung die Vor-nahme einer entsprechenden Wortsonderung. Wir können nicht „Künste“, aber auch nicht bloß „Theorien“ für „arts“ sagen. Der Ausdruck „Kunstlehren“ bezieht sich zu sehr auf das Technische und hebt zu wenig den Normativcharakter hervor. Falsch wäre auch, etwa „angewandte Wissenschaften“ zu sagen. Vielleicht wäre es zweckmäßig, vorläufig in Ermangelung eines geeigneten deutschen Wortes die lateinische Bezeichnung „artes“ subsidiär zu gebrauchen.

Für Worms, den Nachfolger Comtes und Spencers, ist die Soziologie keine Spezialwissenschaft. Hier scheinen sich unsere Wege bereits zu trennen. Wer (wie der Schreiber dieser Zeilen) unter Soziologie eine Lehre von den sozialen Beziehungen versteht, stellt sie damit neben die anderen sozialen Einzelwissenschaften und beansprucht nicht für die Soziologie, krönende Synthese dieser zu sein. Indessen überbrückt sich der scheinbar unversöhnliche Gegensatz: das, was Worms — und wie er auch manche Deutsche — Soziologie nennen, erscheint uns als Sozialphilosophie. Will man dieser nach dem westeuropäischen Herkommen den Namen Soziologie geben, so wäre zu unterscheiden: allgemeine Soziologie (eben gleich Sozialphilosophie) und spezielle, formale Soziologie (eben gleich Beziehungslehre). Worms verkennt (vgl. z. B. die Überschrift von Kapitel VI: *La société et les relations sociales*) keineswegs die Bedeutung der Beziehungen als Gegenstände gesellschaftswissenschaftlicher Untersuchungen; aber er gibt für sie doch nur sehr allgemeine Gesichtspunkte, wie sie eben dem universellen Charakter dieser, seiner Sozialphilosophie entsprechen; sein wissenschaftliches Interesse ist im Grunde auf andere Probleme gerichtet. Wir hingegen halten das Studium der sozialen Beziehungen gegenwärtig für noch fruchtbarer als den Versuch zur allgemeinen Synthese der Sozialwissenschaften, da sie — wie m. E. auch das vorliegende Büchlein lehrt — kaum über ziemlich schablonenhafte Klassifikationen hinausführt, die uns über das Wesen des Menschen allzuwenig aussagen. Dabei soll jedoch der didaktische Wert der Klassifikation und das Streben nach Zusammenhang unter den Sozialwissenschaften auch wieder nicht unterschätzt werden. Die Welt der Gedanken läßt genügend Raum für beide Reiche. Es wäre töricht und unfruchtbar, wollten sich die Sozialphilosophen und die Vertreter der Beziehungslehre als Gegner und nicht als Helfer betrachten. Wer mit Worms studieren will, „die mensch-

lichen Elemente der Gesellschaft und ihre Beziehungen zu den nicht menschlichen Elementen: Boden, kosmische Umwelt, Mineralien, Pflanzen und Tieren, sowie die verschiedenen Arten der allgemeinen Anhäufung“, wird vom Forscher der spezifisch menschlichen Beziehungen als Förderer begrüßt werden, wenn es ihm, dem Sozialphilosophen, gelingen sollte, Aufschlußreichereres zu geben, als es Ethnologen und Demographen, Biologen und Geographen usw. in ihren Spezialdisziplinen tun. Worms meint: „Wie sich die Kosmologie und die Biologie über die ganze psychische und lebende Natur erstrecken, so soll sich auch die Soziologie über die ganze soziale Natur erstrecken.“ Niemand, meine ich, sollte denen, die dieses weite Blickfeld Comtes auch heute noch für notwendig halten, ihre Auffassung streitig machen. Uns scheint freilich die räumliche und äußere Verengung des Forschungsgebietes eine bessere Voraussetzung für die Vertiefung zu bilden. Wir machen uns dabei Worms' eigenes Wort — nur im strengeren Sinne als er — zu eigen: „La sociologie se fera mieux accepter, si elle limite ses aspirations.“

Der Verfasser betrachtet also die Soziologie weder als eine soziale Ars, noch als eine soziale Einzelwissenschaft, sondern nach dem Vorbilde Comtes als Allgemeinwissenschaft von den Gesellschaften und damit als übergeordnete Synthese der mit ihr nicht zu verwechselnden Einzelwissenschaften. Was aber heißt: science générale des sociétés? Es kann bedeuten: Zusammenfassung der Einzelwissenschaften oder Wissenschaft von den allgemeinen Gesichtspunkten dieser Einzelwissenschaften. Durkheim vertrat den erstgenannten Standpunkt; die Soziologie war ihm das corpus der Sozialwissenschaften, dessen Glieder die Einzelwissenschaften bilden. In diesem Sinne wurden diese in den Bänden seiner „Année sociologique“ behandelt. Hier wurden z. B. auch die neuen Arbeiten über Religions-, Moral-, Rechts-, Wirtschaftssoziologie aufgereiht; ihre Summe ergab „die Soziologie“. <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. S 101 dieses Heftes.



Anders die Auffassung Worms', wonach jede Sozialwissenschaft selbständig bleibt und ihren unterscheidbaren Charakter trägt. Die Religionswissenschaft gilt ihr als zu verschieden von der Rechtswissenschaft, die Wissenschaft von den Sitten zu sehr von der Wirtschaftswissenschaft, als daß man ihnen einen und denselben Gesamtnamen geben könnte. Die Soziologie habe nur deren Ergebnisse zu vergleichen, zu vereinigen und sich eine Gesamtidee des Ganzen zu bilden.

Aber auch Worms hält den Unterschied nicht für sehr tiefgehend. Immerhin faßte eben Durkheim die Soziologie als die Totalität der Sozialwissenschaften, als *sociologie générale* im eigentlichsten Sinne auf, während er, Worms, mehr von der Selbständigkeit der einzelnen Sozialwissenschaften ausgeht. Dabei läßt er sich im Grunde von der taktischen Erwägung leiten, die Ansprüche der Spezialisten auf Selbständigkeit zu achten. Mir scheint in der Tat der Unterschied zwischen „*intégralité des sciences sociales*“ (System Durkheim) und Synthese (Worms) gering zu sein.

Die allgemeinsten Fragen der Gesellschaftswissenschaften, sowohl ihre Anfangs- wie ihre Endprobleme, will Worms in seiner Soziologie als Philosophie der Sozialdisziplinen zusammenfassen: da interessiert zunächst der Zusammenhang der sozialen Welt mit der lebenden Welt. Das Ergebnis sei: die Gesellschaft beginnt dort, wo sich die Intelligenz kundgibt. Wieder tut sich im folgenden ein sekundärer Gegensatz zwischen Worms und Durkheim auf: die Schule des Zweitgenannten, die sich auf die Anthropologen und Ethnographen stützt, beschäftigt sich vorwiegend mit den Primitiven. Man müsse die Institutionen in ihrem Ursprunge studieren, um ihre spätere Entwicklung zu verstehen. Worms dagegen folgt mehr Comtes Fingerzeige und hält das Studium des gegenwärtigen Zustands der größeren Evidenz wegen und infolge der räumlichen und zeitlichen Unterschiede für fruchtbarer.

Auch für Worms gibt es (im Gegensatz zu unserer Auffassung) eine soziale Fundamentaltatsache. In der

Suche nach ihr unterscheiden sich in Frankreich drei Richtungen: die, welche Tarde vertrat, die Durkheims und die dritte, die Wormssche. Tarde, für den es eine Gesellschaft nur unter sich ähnlichen Wesen gab, sah in der Nachahmung die Fundamentaltatsache; Durkheim erblickte sie im Zwange („*Est social le fait qui est accompli sous la pression de la société*“); Worms gewahrt sie in der geistigen Begegnung der Wesen („*La rencontre mentale des êtres, voilà pour nous le fait social originaire*“). Wenn mir auch das Festhalten an dem Glauben an die Fundamentaltatsache als verfehlt erscheint, so drückt sich doch in Worms' Stellung ein Fortschritt aus. Tarde war noch Individualist, Durkheim Kollektivist; Worms überwindet den künstlich geschaffenen Gegensatz. Er sagt sehr richtig: „Das Soziale ist aus individuellen Elementen gemacht, und das Individuelle ist erfüllt von sozialen Elementen.“ Die Gesellschaft bestehe nicht, wie Durkheim annahm, neben den Einzelmenschen; aber sie existiere als Organisation der Individuen.

Ist sie ein Organismus? Oder ist sie nur ein Vertragsverhältnis von Menschen? Mit Spannung erwartet man Worms' Antwort. War er doch einer der extremsten Organisten, der teilweise noch über Spencer hinausging. Heute bekennt er: „*Studium, Erfahrung und Nachdenken haben uns schließlich gelehrt, à restreindre l'adhésion que nous leur avons d'abord donnée, ou plutôt à faire place, à côté d'eux, à des principes assez distincts.*“ (Er stellt eine neue Ausgabe seines „*Organisme et société*“ von 1896 in Aussicht, in der unterschieden sein würde zwischen dem, was an dieser Theorie hinfällig, und was bleibend sei.) Heute erklärt der Verfasser: „Es bleibt etwas Organisches am Gebäude der Gesellschaft. Die Gesellschaften“ (ich würde vorziehen zu sagen: die Gruppen) „werden nach Art der Organismen geboren und handeln zunächst nach denselben Gesetzen wie sie. Sie schreiten sodann in einer spezifischer menschlichen Art voran, indem sie sich einem Ideale zuwenden, das vom Geiste erfaßt ist: einem Ideale der Gerechtigkeit, des



Friedens, der Freiheit, des Lichtes. Dadurch streben sie danach, unter ihren Mitgliedern eine Gleichheit und eine vertragsmäßige Solidarität zu schaffen. Von der organischen Welt schreitet man so zur sozialen Welt ohne Erschütterungen und Unterbrechung durch Vermittlung der geistigen Welt fort." Wie Worms den alten törichteren Streit zwischen Individualismus und Universalismus überwindet, so diese nicht minder überflüssige, verwandte Antithese. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie sehr es mir wünschenswert erscheint, daß sich dieser Fortschritt allgemein vollzöge.

In der Einteilung der Soziologie zeigt sich Worms ganz als Schüler Comtes, sucht er aber dessen Unvollkommenheiten zu überwinden. Der Statik und Dynamik fügt er die Kinematik hinzu, um in ihr dem Evolutionismus, den Comte, trotz Kenntnis Lamarcks, noch nicht genügend gewürdigt hat, Rechnung zu tragen. Er hält an der Idee des großen einheitlichen Systems fest und sucht in ihm die Dreiteilung der Biologie zu wiederholen. Er sondert 1. die Lehre von den konstituierenden Elementen und ihrer Anordnung, also von den sozialen Strukturen und Organen (soziale Statik oder soziale Anatomie), 2. Lehre von den Verrichtungen dieser Elemente (soziale Dynamik oder soziale Physiologie), 3. Lehre von ihrer Entwicklung, d. h. von der Umbildung der Strukturen und ihrer entsprechenden Verrichtungen (soziale Kinematik oder soziale Ontogenese). Jedoch erkennt der Verfasser sehr richtig, daß diese Ausdrucksweise die Soziologie zu einfach erscheinen läßt. Er zieht deshalb schließlich erfreulicherweise vor, zu sagen: die Soziologie hat drei Forschungsobjekte: die sozialen Strukturen, die sozialen Funktionen, die soziale Evolution. Mir scheint: bei manchen Einzelproblemen wird sich mit Vorteil so scheiden lassen; für die Gesamtheit des Gegenstandes bedarf die Darstellung der Strukturen der unmittelbaren Verbindung mit der Behandlung der Verrichtungen und der Entwicklung.

Auch die alte, sterbenskranke Lehre von den sozialen Elementen läßt Worms trotz mancher Korrekturen

nicht fallen. Er unterscheidet noch immer, wie in seinen früheren Schriften, menschliche und nichtmenschliche Elemente (unter diesen wieder Natur- und Kunstprodukte) der Gruppe, wieweil auch Schäffle getan hat. (Barths Kritik scheint ihn also nicht überzeugt zu haben.) In nicht ganz klarer Weise verknüpft er die Lehre von den Elementen mit seiner Gruppenlehre. Er unterscheidet 5 Gruppierungsmittelpunkte: Verwandtschaft, Nachbarschaft, Beruf, Klasse, Vereinigung zu frei gewählten Zwecken. Die Frage nach den menschlichen Elementen, die früher so viel Streit verursacht hat, bleibt (Gott sei Dank) unbeantwortet. Um so wichtiger erscheint auch mir die Systematisierung der Gruppen. Ich würde eine mehr aus den verschiedenen menschlichen Seelenkräften hergeleitete Einteilung der Gruppen dem Wormsschen Schema vorziehen. Die Gruppen, die z. B. aus der Erotik und die, welche aus dem Willen zur Macht oder aus Schutzbedürfnis hervorgehen, finden nicht genügend Raum bei ihm.

Das Kapitel über das soziale Leben gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Durkheimsche Einteilung zu verwerfen und eine zustimmendere Haltung zu de Greefs 7 Kategorien sozialer Tatsachen einzunehmen. Der Belgier sondert: 1. ökonomische, 2. familiäre, 3. künstlerische, 4. intellektuelle, 5. moralische, 6. juristische, 7. politische Tatsachen. Worms vereinfacht: 1. ökonomische, 2. moralische, 3. politische Tatsachen. Das erscheint mir zu summarisch. Die alte, irrelevante Frage, welche Kategorie die herrschende sei, taucht auf und gibt Gelegenheit zu einer Gegenüberstellung des materialistischen (z. B. Marxistischen) und des idealistischen (z. B. Comtischen) Standpunktes. Aber diese Frage wirft der Verfasser nur auf, um sie erfreulicherweise alsbald zu verwerfen. Es gibt auch nach Worms keine Ordnung sozialer Phänomene, bei der eine Unterordnung der einen unter die anderen bestehe. („Tous sont très étroitement unis.“) Wieder ist ein altes, störendes Vorurteil damit überwunden.

Als Motor der sozialen Entwicklung,

die auch nach ihm nicht dasselbe wie Fortschritt ist, gibt Worms (zu eng und einseitig) „le désir du mieux“ an, als Mittel dazu die Entfaltung der Intelligenz (nach Comtes Vorbild).

Mustergültig in Einfachheit und Klarheit erscheint mir das klippenreiche Kapitel über die Methoden. Es ist leider nicht möglich, ohne Ungenauigkeit hier den Inhalt so kurz wie unvermeidbar anzugeben. Nur eines: das spezifische Hauptverfahren der Soziologie, die ja eine Synthese geben solle, sei die Koordination.

Unser besonderes Interesse wird dem Schlußkapitel des zweiten Teils gehören: den soziologischen Gesetzen. Gemäß seiner oben erwähnten Dreiteilung des Forschungsobjektes gibt Worms auch drei Arten von soziologischen Gesetzen: statische, dynamische, kinematische. Die Statik gibt Gesetze der Koexistenz. Unlogischerweise werden hier die Entwicklungsstufen untergebracht. Fruchtbarer ist seine Untersuchung der dynamischen Gesetze, nämlich 1. des Gesetzes der geringsten Kraftanstrengung (in der Hauptsache nach Lester Ward), 2. der Tardeschen Gesetze der Nachahmung, 3. des de Greefschen Gesetzes der Begrenzung. Worms läßt verständigerweise alle drei nebeneinander gelten. Aber sein Hauptinteresse richtet sich auf die kinematischen Evolutionsgesetze. Sie sondert er wieder in Gesetze der Entwicklung der Struktur und der Funktion. Zu jenen rechnet er: 1. Spencers bekannte These von der Evolution von chaotischer Gleichartigkeit zu geordneter Ungleichartigkeit. 2. Quetelets Gesetz der Vereinheitlichung. 3. Tönnies' Lehre von der Gemeinschaft und Gesellschaft. Leider gibt aber Worms eine falsche Darstellung dieser deutschen Lehre. Aus dem Gegensatz von Gebilden aus Wesenswillen und solchen aus Kürwillen macht er die Antithese von geschlossener Aggregation (fälschlich gleich Gemeinschaft) und offener Aggregation (fälschlich gleich Gesellschaft). 4. Sein eigenes Evolutionsgesetz: Die eine Entwicklungslinie vermindert und vereinheitlicht die Zahl der Gruppen, die andere vermehrt und vermannigfaltigt sie;

doch liegen die beiden Linien in verschiedenen Ebenen des sozialen Geschehens. — Zu den Funktionsentwicklungsgesetzen rechnet er: 1. Comtes Lehre von den 3 Stadien. Er verbessert sie aber und sagt: Die Menschheit sei ausgegangen von einem primitiven Zeitalter, wo jeder Gedanke eng konkret war. Sie hat sich sodann zur Abstraktion erhoben, kehrt aber in der Gegenwart (Beginn des 3. Stadiums) zum Konkreten zurück unter Nutzung der geistigen Gewohnheiten, die der Abstraktion zu danken sind. 2. Spencers Antithese von Militarismus und (späterem) Industrialismus. An ihr will er festhalten. 3. Maines Lehre vom Fortschritte vom Statute zum Verträge. 4. Yves Guyots These, daß der Mensch von der Ausbeutung seines Mitmenschen zur Ausbeutung der Natur vorschreite. (Mir scheinen alle vier Funktions„gesetze“ beträchtlicher Einschränkungen zu bedürfen.)

Aus dem dritten Hauptteile seien nur die Ausführungen über die Beziehungen zur Psychologie herausgegriffen: Der Verfasser unterscheidet allgemeine Psychologie oder Psychologie des Menschengeschlechts, ferner Gruppen- oder Kollektivpsychologie und drittens Individual- oder Personalpsychologie. Die Kollektivpsychologie enthalte den Begriff der Gesellschaft; sie könne sich nur durch den beständigen Gebrauch soziologischer Gegebenheiten aufbauen. Die Mentalität z. B. einer Nation könne man nur verstehen, wenn man die Verfassung dieser Gruppe in ethnischer, ökonomischer, häuslicher, rechtlicher, politischer und sonstiger Beziehung kenne. Umgekehrt erhelten sich diese verschiedenen Fragen durch die Kenntnis des Gruppengeistes. Um ferner den individuellen Geist zu studieren, der aus verschieden kombinierten sozialen Elementen gemacht sei, müsse man zuvor die soziale Organisation kennen.

Damit löse sich auch die Streitfrage, ob — wie Tarde wollte — die Soziologie ganz von der Psychologie auszugehen habe, also nur eine vergrößerte Psychologie, eine Interpsychologie sei, oder ob umgekehrt (nach Durkheim) die Soziologie außerhalb der Psychologie stehe, zumindest



außerhalb der Individualpsychologie, und die Psychologie zu ihrer Ausbildung die Hilfe der Soziologie in Anspruch zu nehmen habe. Worms meint: die Soziologie bedarf der allgemeinen, sowie der Kollektiv-, bisweilen sogar der Individualpsychologie; andererseits könne auch die Soziologie ihnen allen dreien entsprechende Hilfen gewähren. Beide Wissenschaften seien aufeinander angewiesen. Mir will die Scheidung in Individualpsychologie, Soziopsychologie und Psychosozialpsychologie fruchtbarer erscheinen als Worms' zwar damit verwandte, aber nicht tief genug dringende Sonderung.

Im Ganzen: Selten gewährt ein Buch eine so günstige Möglichkeit, auf knappstem Raume eine Zusammenfassung der herkömmlichen Hauptrichtungen der Soziologie in nuce kennen zu lernen. Es ist die konservative Comte-Spencer-Schule, die noch auf Synthese, Klassifikation, Biologismus und Hierarchie der Wissenschaften den Hauptwert legt, die sich hier kundgibt. Man kann den Eindruck nicht überwinden, daß das eigentlich veraltet und, gemessen an der Eindringlichkeit neuer Fragestellungen, fast überflüssig geworden ist. Man spürt ja auch, daß Worms nur noch mit halbem Herzen und mit einiger Resignation an dieser Tradition hängt. Er ist nicht mehr Organist und schließt, wie wir sahen, manche Kompromisse mit jüngeren, weniger doktrinären und starren Lehren. Das sollte man ihm hoch anrechnen. Wer die staubigen Antithesen: Individualismus/Universalismus, Vertrag/Organismus, Primat der Psychologie oder Soziologie beiseite wirft, der macht den Weg frei für bessere Einsichten. Es mag den Franzosen besonders schwer fallen, sich von den Konstruktionen ihres Meisters Comte loszumachen. Es wird jedoch eine Zeit kommen, wo auch sie ihn mehr historisch würdigen und verehren, als ihren eigenen Arbeiten zugrunde legen werden. Je eher dieser Emanzipationsprozeß eintritt, desto besser. Uns Beziehungsforschern steht unter den Franzosen G. Tarde sehr viel näher als der Schöpfer des Systems des Positivismus.

L. v. W.

Mc Dougall, William: The Group Mind. A Sketch of the Principles of Collective Psychology with some attempt to apply them to the Interpretation of National Life and Character. (The Cambridge Psychological Library). Cambridge 1920, at the University Press; 304 Seiten. 21 s. net.

Selten habe ich ein Buch mit so günstigen Erwartungen und Hoffnungen auf geistige Bereicherung zu lesen begonnen wie dieses Buch, dessen schon im 1. Hefte (bei Gelegenheit der Anzeige der „Introduction to Social Psychology“ desselben Verfassers) Erwähnung getan wurde. Hatte schon dieses soziopsychologische Werk mit seiner strengen Analyse und Entwicklungslehre der für das Gesellschaftsleben wichtigen Instinkte und Gefühle des Einzelmenschen der Beziehungslehre, wie ich damals andeutete, einen wertvollen Dienst geleistet, so konnte man von der Anwendung derselben Methode bei Untersuchungen über den Gruppengeist Einsichten erwarten, die von unschätzbarem Werte sein würden.

Leider bin ich außerstande, nach eingehendem Studium des Buches etwas anderes als eine Enttäuschung zu bekennen. Keineswegs enttäuscht der dem Verfasser vorschwebende Plan und die beabsichtigte Methode; aber daß er diese Methode zumeist nicht anwendet und den so verheißungsvoll in dem älteren Werke begonnenen Weg nicht fortsetzt — das ist die Enttäuschung. Verglichen mit vielen älteren Werken über das Wesen der Nation und des Nationalgeistes, wird man diesem Buche sicherlich einen stärkeren Willen zur unvoreingenommenen Erkenntnis und zur Nüchternheit nachrühmen müssen; aber gemessen an Vorhaben des Autors und an den Zielsetzungen, die wir heute aufstellen müssen, kann man dieses interessante Buch, wie mir scheinen will, nur in die Reihe der hochwertigen politischen, nicht aber der streng wissen-



schaftlichen Literatur einordnen.

Im 1. Hefte konnte ich (auf S. 74), da mir damals das Buch noch nicht zugänglich war, nur eine kurze Notiz aus der „Revue de l'Institut de Sociologie“ zitieren, wonach der Verfasser zu denen gehöre, die die Existenz eines Kollektivbewußtseins, das über den Einzelmenschen bestehe, nicht anerkennt. Ich erhielt darauf von einem ausgezeichneten Fachkollegen alsbald eine Postkarte, der Inhalt dieser Notiz der Revue sei irrtümlich. Er habe — z. B. aus S. 158 — das Gegenteil herausgelesen.

Mc. Dougall sagt selbst im Vorworte, diejenigen seiner Leser, die mit Kollektivismus, Syndikalismus oder Sozialismus sympathisierten, würden in seinem Buche den Teufelsfuß des Individualismus entdecken, während viele andere ihn der zu starken Hinneigung zu kommunistischen und ultrademokratischen Tendenzen zeihen würden. Sein Streben aber ginge nach einer die veralteten Gegensätze überbrückenden und beiseite schiebenden Synthese. Sicherlich wird es jemand, der dieses vernünftige Streben hat, den Radikalen in beiden Lagern nicht recht machen. Das könnte nur ein deutlicher Beweis für den wissenschaftlichen Wert des Werkes sein. Ich bestreite nur, daß diese Synthese vollzogen wird. Vielmehr können alle Richtungen und Schulen Sätze aus diesem wortreichen Buche zitieren, die ihre Stellungnahme stützen und bekräftigen. Daß so viele Widersprüche und Unsicherheiten vorhanden sind, das erschwert nicht nur der Kritik die Arbeit, sondern das ist der Hauptmangel dieses allzu unphilosophischen, vor allem aber unmethodischen Buches.

Ich suche das zu beweisen, wobei ich mich freilich kürzer fassen und mehr unerwähnt lassen muß, als ich wünschte: Widersprüche glaube ich vor allem zu erkennen 1. zwischen dem Vorsatze zur empirischen Methode und der Fülle von Spekulation, Konstruktion und Hypothese, 2. zwischen der angeblichen Hervorkehrung der Psychologie und der

tatsächlichen ausgedehnten Anwendung von Rassetheorien, 3. zwischen der programmatischen Ablehnung des „deutschen Idealismus“ der Staatsverherrlichung und der nicht seltenen Argumentation nach dem Muster der Hegelschule, schließlich 4. zwischen dem im ersten und zweiten Teile herausgearbeiteten Nationbegriffe und seiner Deutung im dritten Teile.

Wohl nicht ganz unbeeinflusst durch die politischen Zeitverhältnisse, gibt der Verfasser im Vorworte und an manchen Stellen des Textes seinen früheren Vorbildern unter deutschen Gelehrten den Laufpaß („In my youth I was misled into supposing that the Germans were the possessors of peculiar wisdom; and I have spent a large part of my life in discovering, in one field of science after another, that I was mistaken“). Unbefriedigt vom „deutschen Idealismus“, habe er erst am Busen der lichter Französischen Wissenschaft, vor allem bei Fouillée, Genesung und volles Genügen gefunden. Fast mußte es scheinen, als würde sein Buch eine (für uns sehr lehrreiche) Abrechnung mit Hegel und den modernen Staatsvergöttern werden. Ausdrücklich sagt der Verfasser: „I wish to state that politically my sympathies are with individualism and internationalism.“ (Vielleicht darf ich hinzufügen, daß ich eine scharf kritische Auseinandersetzung mit dem Staats-Universalismus dankbar begrüßt hätte. Wer während des Krieges wie der Schreiber dieser Zeilen in Schriften wie „Gedanken über Menschlichkeit“, „Staatssozialismus“, „Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft“ mit Entschiedenheit gegen jede Überschätzung des Staates anzukämpfen bestrebt war, kann ein solches Vorhaben nur willkommen heißen. Als irrig hätte ich nur zurückzuweisen gehabt, daß jene Art Idealismus schlechtweg deutsch sei. Leider hat das Ausland die Stimmen derer, die während des Krieges in Deutschland den Staatsanbetern widersprochen haben, überhört.) Nun finden sich auch in der Tat genug Stellen bei Mc Dougall, wo er (z. B. in seiner Polemik gegen

Cornford [S. 70 ff.] einer Überschätzung des Einflusses des Gruppenbewußtseins und der Unterschätzung der Individualität begegnet. Aber sie stehen, soviel ich zu erkennen vermag, unausgeglichen und logisch unverbunden neben sehr breiten Darlegungen, die sich kaum von entsprechenden Kundgebungen deutscher Staatsidealistens unterscheiden. Ich möchte glauben, daß (vom Schlußabschnitte abgesehen) z. B. das Kapitel XII („Ideas in national life“), konnte man den Verfasser nicht, eher bei Plenge oder meinetwegen bei dem Schweden Kjellén gesucht würde. Geradezu überraschend wirkt die Ablehnung der skeptisch-resignierenden, aber sehr psychologisch gedachten Haltung Ramsay Muirs bei unserem — Psychologen (S. 98 ff.). In seiner Polemik gegen Bosanquet, dem Interpreten des (einseitig aufgefaßten) Hegelianismus an der Universität Oxford (S. 155 ff.) setzt sich Mc Dougall — wieder entgegen den Vermutungen, die sein Vorwort nahelegt — gar nicht mit dessen Staatsverherrlichung, sondern nahezu im Gegensatz damit mit seiner — doch wohl sehr diskutablen — Lehre, daß der allgemeine Wille (Rousseaus *volonté générale*) etwas Unbewußtes sei, auseinander. In unseres Autors Augen ist der Wille der Nation, wie er oft betont, ein wirklich selbstbewußter Wille. Während der Verfasser in der Tat „vorläufig wenigstens“ (!) den Begriff eines kollektiven, überindividuellen Bewußtseins verwirft, das irgendwie das Bewußtsein der die Gruppe bildenden Einzelwesen umfaßt (so u. a. S. 19), will er doch Spencers Theorie, daß die Natur des Aggregats durch die Natur seiner Einheiten bestimmt wird, ablehnen, behauptet er ferner, daß jenes eine besondere Individualität habe und ein „organisches Ganze“ sei. Das führt weiter zu Sätzen wie diesen: „Der Gruppengeist allein (!) erhebt das Verhalten der Menschenmassen über die Ebene des simplen Egoismus oder der Familienselbstsucht“ (S. 180). (Welch starke Unterschätzung der Religion!) — „The nation alone has continuity of existence in the highest

degree.“ (Aber nicht nur der wenigstens in einer Fußnote gedachten Kirchen hätte sich der Verfasser erinnern müssen, sondern z. B. der seit der Antike dauernden Kontinuität der Wissenschaft usw. Und werden wir nicht jetzt daran erinnert, wie sehr gerade die Nationen vom Untergange bedroht sind?)

Über des Verfassers Stellung konnte man hoffen, in den (wenigen) Seiten, die „The Value of Nationality“ überschrieben sind (S. 177 ff.), Aufklärung zu finden. Aber gerade sie enttäuschen. Sie enthalten eine (bei dem sonst in der Wiedergabe abweichender Meinungen so vorsichtigen und gewissenhaften Autor befremdende) stark vergrößerte und summarische Wiedergabe der Argumente der Antinationalisten und ein übereiltes Hinüberspringen in andere Betrachtungen, als ob der Verfasser das heiße Eisen doch lieber schleunigst aus der Hand gleiten ließe.

Man mißverstehe mich nicht dahin, als ob ich die Annäherung an den Universalismus etwa vom Standpunkt einer anderen vorgefaßten Weltanschauung parteimäßig bekämpfen wollte; ich tadle nur, daß ein hier eingenommener Standpunkt (gleich, welcher) so unsicher, schillernd und beliebig auslegbar vertreten wird.

Das bringt mich auf den Hauptpunkt, bei dem ich glaube in erster Linie mit der Kritik einsetzen zu müssen, zur Methodenfrage: Geradezu klassisch formuliert Mc Dougall das, worauf es in einer wissenschaftlichen Untersuchung eines solchen Gegenstandes ankommen sollte: „Nur durch strikt verstandesmäßige Disziplin schreiten wir nach streng logischen Operationen in Anwendung auf das wirkliche Leben, durch reine Tatsachenurteile im Gegensatz zu Werturteilen voran. Denn unsere Werturteile wurzeln in unseren Gefühlen, und alles, was für uns irgendwie Objekt eines Gefühls von Liebe oder Haß, von Zu- oder Abneigung ist, kann nur mit den größten Schwierigkeiten, wenn überhaupt, zum Gegenstande eines reinen Tatsachenurteils gemacht werden“ (S. 75). Er empfiehlt sein streng empirisches, evolutionistisches, psychologi-



sches Verfahren. Demgemäß lehnt er mit Recht nichts so ab wie Spekulation, wendet er sich wieder — wie schon in seiner „introduction“ — gegen die künstliche Vereinfachung seelischer Phänomene und die Konstruktion bestimmter leitender Seelenkräfte, die so gewählt seien, wie es gerade der vorgefaßten Absicht des Verfassers entspreche; so bei Renan, Comte, Sir Henry Maine, Giddings. Was wäre nun notwendig gewesen? Zunächst eine strengere Zerlegung des Begriffs Sozialpsychologie (wie wertvoll die deutliche, von Mc Dougall leider nicht angewandte Scheidung von Soziopsychologie und Psychosozialogie ist, wurde mir beim Lesen so recht klar), ferner eine vielseitige Nachprüfung des Einflusses der Gruppe auf den Menschen, also auch der Hemmungen einer günstigen Entfaltung der Einzelseele durch die Gruppen, weiter eine geradlinige, ununterbrochene Fortführung der primitiveren Wechselbeziehungen zu den komplexeren, wie sie der Verfasser in seinem älteren Werke so mustergültig unternommen hat; vor allem aber ein äußerst vorsichtiger, sichtender Gebrauch von Begriffen wie Nation, Rasse, Kollektivbewußtsein. Wer die Problemfülle kennt, die sich allein auf den beiden deutschen Soziologentagungen an die beiden Worte Nation und Rasse hängte, ist erstaunt, wie unkritisch sie hier gebraucht werden. Nicht einmal der Unterschied von Vital- und Systemrasse (nach Ploetzscher, nicht sehr deutlicher Terminologie), also zwischen Rasse im allgemeinen biologischen Sinne und Rasse als Bezeichnung für eine bestimmte Varietät unter den Menschen, ist gemacht. In der Einleitung ist in Aussicht gestellt eine strenge und behutsame Untersuchung über Gruppengeist schlechtweg; nur mehr anhangsweise sollte sie durch den Versuch einer Anwendung der hier gewonnenen allgemeinen Ergebnisse auf die Nation ergänzt werden. Tatsächlich ist die so notwendige und problemreiche Gruppenlehre sehr mager, wird auf 95 Seiten erledigt, während über 200 Seiten der Lehre von der Nation und in ihr Spekulationen über Korps-

geist, Nationalbewußtsein und (am breitesten und vagsten) Rassencharakteren gewidmet sind. Das Ergebnis, zu dem der Leser gelangen muß, geht dahin: entweder versagt die psychologische Methode gegenüber diesem Gegenstande und gehört dieser Problemkomplex eben der Spekulation an, oder der Verfasser ist auf seiner wissenschaftlichen Odyssee in ein Fahrwasser geraten, bei dem er die Küsten seiner Methode aus den Augen verlor und in dem Strudel der traditionellen und leider allzu zeitgemäßen Rassen- und Staats„theorien“ scheiterte. Ich glaube das zweite. Es ist dies um so bedauerlicher, als dazwischen immer wieder Mc Dougalls wahres, verehrungswürdiges Gelehrtenantlitz hervorblüht. Man kann den Eindruck nicht los werden, als ob er selbst keine reine Freude an diesem Buche haben mag. Er bricht auch ziemlich plötzlich ab. Im Teil III sollten erst die Faktoren der Entwicklung in der „race-making period“, danach die folgende Entwicklung der Zivilisation und schließlich der sozialen Organisation geschildert werden; aber nachdem durch 4 oder 5 Kapitel das erste Thema (fast nach dem schlechten Muster der Rasse-Phantasten) ausführlich behandelt ist, wird nur sehr summarisch einiges zum zweiten und dritten Gegenstande angedeutet.

Dieser dritte Teil wird auch von einem anderen Begriffe der Nation beherrscht. Vorher ist unter Nation stets der moderne Großstaat — gerade im Gegensatz zur Antike — und die von ihm geleitete Völkergemeinschaft verstanden unter ausdrücklicher Hervorhebung, daß hohe Entwicklung des Verkehrs zu seinem Wesen gehöre. Jetzt aber soll (S. 202) die Nation schon mit den Anfängen der Zivilisation und der Geschichte beginnen.

Noch ein kurzes Wort über den — bei einem solchen Buche nicht ganz nebensächlichen — Stimmungsgelalt des Werkes; nebensächlich schon deshalb nicht, weil er in einem inneren Zusammenhange mit den wissenschaftlichen Mängeln steht: In einer Beziehung besteht eine gewisse Ähn-



lichkeit mit dem im allgemeinen so ganz anders gearteten (spekulationsfreieren) Buche des Amerikaners Ross. In beiden Werken lebt eine starke Selbstzufriedenheit mit der erreichten Kulturhöhe ihrer Länder und ein geradezu erstaunliches Gefühl der Sicherheit, daß sich daran nichts zuungunsten ändern könne. Die unbedingte Überlegenheit der modernen westeuropäischen Kultur über alle ältere, auch die griechische und römische, wird von Mc Dougall auf den hohen Grad individueller Freiheit und völliger Ablehnung des Kastenwesens zurückgeführt. (Welch eine Spanne zwischen Mc Dougall und Ross auf der einen, Spengler auf der anderen Seite!) Mir will scheinen, als ob Mc Dougall den modernen Klassengegensatz und die wirtschaftlichen Abhängigkeiten stark unterschätzt. Auch sein nicht zu überbietender Optimismus in der Beurteilung des Verhältnisses der weißen zu anderen Rassen, das Fehlen jeder Spur einer Vorahnung einer möglichen Generalabrechnung der Braunen, Gelben und Schwarzen mit dem weißen Ausbeuter, kurzum die Ausgeschlossenheit des Schattens eines Zweifels, daß die Entwicklungslinie in kühler Kurve aufwärts führe — ist doch bei einem so nüchternen und nachdenklichen Autor sehr bemerkenswert. Dabei ist der Kultur- und Nationalstolz, der sich hier dokumentiert, frei von jeder Prahlerei; der Verfasser sagt z. B. von den Engländern: „We have begun to compare ourselves at all points with other nations, and are no longer content with the good old creed, that everything British is best“ (S. 300). Die Linie des guten Geschmacks und der bescheiden-stolzen Haltung wird nie verlassen. Es fragt sich nur, ob nicht eine wahrhaft wissenschaftliche Durchdringung dieser Probleme eine größere Skepsis verlangt. Ich würde mich nicht allzu sehr wundern, daß, wenn das vorliegende Buch wie die „Introduction to Social Psychology“ die 13. Auflage erleben sollte — und es scheint mir Voraussetzungen zu bieten, populär zu werden —, doch manches ganz anders darin gesagt

sein würde als heute in der ersten, der man zu sehr anmerkt, daß die öffentliche Meinung (vor der ja der Verfasser nach seinen eigenen Worten eine unbegrenzte Hochachtung hat) einen überstarken Einfluß auf den ihr (unbewußt) allzu willig Folgenden ausgeübt hat.  
L. v. W.

Ross, Edward Alsworth: Principles of Sociology, New York, 1920, The Century Co., 708 S.

In der Century Social Science Series hat 1920 Edward Alsworth Ross, Professor der Soziologie an der Universität von Wisconsin, der Verfasser der Werke „Social Control“, „Social Psychology“ und „Foundations of Sociology“ — um nur seine rein theoretischen Bücher zu nennen, neben denen andere wie „The Changing Chinese, Changing America“ usw. stehen —, ein (mit Diagrammen ausgestattetes, 708 Seiten umfassendes) überaus wertvolles Buch „Principles of Sociology“ veröffentlicht. Sehr mit Recht nannte es mir einer seiner amerikanischen Kollegen die beachtenswerteste Veröffentlichung auf unserem Gebiete in den allerletzten Jahren. Dem fügte er in seinem Briefe nicht minder zutreffend hinzu: „Den Namen des Buches halte ich für falsch. Von meinem Gesichtspunkte aus enthält es eher außerordentlich wichtige „dredgings from the depths of sociology“, als das, was ich soziologische Prinzipien nennen würde. Das ändert indessen nichts an meiner Meinung, daß das Buch Beispiele der Arten von Gruppenreaktionen ans Licht bringt, die immer wichtiger in den Augen der Sozialwissenschaftler werden.“ — In Worms' Revue Internationale de Sociologie urteilt René Maunier über das Buch u. a. mit folgenden Worten: „Es ist kein Schulhandbuch oder Textbuch, wie es das bekannte Werk des Professors Carver ist, sondern eher eine Zusammenfassung von Reflexionen und Erfahrungen eines Menschen, der viel gereist ist und etwas wenig gelesen hat.“ Ich selbst möchte von vornherein sagen, daß ich seit einigen älteren, ganz anders

gearteten Schriften Simmels kein Buch mehr gelesen habe, das mir vom Standpunkte einer zu schaffenden Beziehungslehre gleich förderlich und belehrend erschienen ist wie dieses Werk.

Ross berichtet von dem langsamen Wachstum seines Buches. Vor 17 Jahren habe er die Einteilung ausgearbeitet und Material zu sammeln begonnen. Es enthalte ein System der Soziologie, seine einzelnen Teile seien also aufeinander eingestellt, und zusammengenommen beanspruchten sie Vollständigkeit („they are intended to cover the field“); aber der Verfasser sieht in seinem Werke nicht das System der Soziologie. Er war bestrebt, die Hauptprobleme der Gesellschaft aufzuhellen, wie sie beim gegenwärtigen Entwicklungsstande etwa für ein Drittel der Menschheit bestehen.

Das Buch hat 5 Teile. Der erste untersucht die „soziale Bevölkerung“, der zweite die „sozialen Kräfte“, der dritte, bei weitem umfangreichste, mehr als  $\frac{2}{3}$  des Buches enthaltende Teil die „sozialen Prozesse“, der vierte die „sozialen Produkte“, der fünfte (nur 62 Seiten umfassende) schließlich die „soziologischen Prinzipien“. Dem Umfange nach stehen also die Prinzipien, die dem Ganzen den Namen gegeben haben, sehr hinter der Analyse der Prozesse zurück.

Charakteristisch für Ross (m. E. aber nicht überzeugend) ist es, daß er Bevölkerungstatsachen und -politik zum Ausgangspunkte seiner Soziologie macht. Seine knapp formulierten Bemerkungen über männliche und weibliche Gemeinden, über Stadt und Land, über Malthusianismus usw. betreffen dabei fast ganz nur amerikanische Verhältnisse.

Mit Teil II beginnt die eigentliche Soziologie. Als ursprüngliche soziale Kräfte betrachtet er wie Mc Dougall die menschlichen Instinkte. Er fragt: Wo liegen die unmittelbaren Ursachen sozialer Phänomene? In den Menschenseelen, antwortet Ross. Auch nach seiner (von mir geteilten) Auffassung hat es keinen besonderen Wert, diese Motive als Manifestationen kosmischer Energie anzusehen

(wie es sein Landsmann Ward und bis zu einem gewissen Grade Giddings tun). Die Scheidung in innere und äußere Faktorenreihen lehnt er ab. Auch dürfe man nicht statt in menschlichen Wünschen in menschlichen Bedürfnissen die bewegenden Kräfte des sozialen Lebens sehen. Menschliche Torheiten, Eitelkeiten und Begierden bestimmten die soziale Entwicklung nicht minder als objektiv zu rechtfertigende Bedürfnisse. Will man unseren Autor in den Rahmen der beiden in Amerika hauptsächlich bestehenden Richtungen einordnen, so würde man (schlagwortartig zugespitzt) sagen müssen: er steht den „Psychologen“ sehr viel näher als den „Organizisten“.

Was Ross über die Instinkte, die Notwendigkeit ihrer Kontrolle, jedoch die Verfehltheit ihrer Unterdrückung sagt, über die Wirkung des Kampf-, Herden-, Elterninstinkts, über die Neugier, über Verletzung der menschlichen Natur durch die moderne Gesellschaft, ergänzt wirkungsvoll Mc Dougalls systematische Untersuchungen.

Zu den ursprünglichen sozialen Kräften gesellen sich die abgeleiteten. Es sind Komplexe, die zahlreichen eingeborenen Neigungen Entfaltungsmöglichkeiten geben. Unter ihnen hebt Ross Besitz (wealth), politische Herrschaft (government), Religion und Wissenschaft hervor. Er nennt sie — wohl in vielleicht mißverstandener Anschlusse an Small — „Interessen“ (besser wäre wohl: Zielsetzungen). Den Faktor Rasse behandelt er dabei besonders als eine soziale Kraft in vorsichtiger — aber wohl noch nicht genug vorsichtiger — Abwägung gegen die Einwirkungen der sozialen Geschichte. Als letztes gesellt er den Einfluß der geographischen Umgebung zu den sozialen Kräften.

Der große, wertvolle Hauptteil über die „sozialen Prozesse“ ist leider zu Anfang mit der verhänglichen Frage nach dem „Ursprunge der Gesellschaft“ belastet. In unzulänglicher und wenig klarer Weise wird von der eigentlichen Gesellschaftsbildung eine vorläufige (preliminary socialisation) unterschieden. Im Gegensatz zu Schurtz und anderen



wird das Weib als Urheberin der Gesellschaft angesprochen (während es wohl zutreffender gewesen wäre, diese seine Rolle auf die Familienentstehung zu beschränken und Familie und „Gesellschaft“ gegenüberzustellen). Die Vermehrung, Ausbreitung und Zerstreuung der anfangs kleinen Horden wird im Anschlusse an Ward vorwiegend in der wirtschaftlichen Lebensfürsorge gesucht und die Ursache für die Teilung einer Horde in mehrere in einer — heute wohl überholten — Einseitigkeit nur auf Hunger zurückgeführt.

Unsere verstärkte Aufmerksamkeit gehört den nun folgenden Kapiteln X bis XLV, den sozialen Prozessen in der entwickelten Gesellschaft. Was hier gegeben wird, ist nichts anderes als ein erster streng durchgeführter Versuch einer Beziehungslehre; denn die hier geordneten und analysierten sozialen Prozesse sind die Vorgänge, die wir Beziehungen nennen. Sie sind nicht pyramidal angeordnet, derart, daß aus wenigen, übergeordneten Hauptbeziehungen andere, zahlreichere abgeleitet werden, sondern in übergroßer (in. E. noch zu vereinheitlichender) Fülle nebeneinander gestellt. Um einen Begriff von der großartigen Breite der Rosschen Untersuchungen zu geben, bleibt mir nichts anderes übrig, als sie aufzuzählen. Einige sind freilich in etwas zu schüchtern Weise in Gruppen lose zusammengefaßt; die meisten stehen unverbunden nebeneinander. Es werden genannt: Gesellung, Beherrschung, Ausbeutung. Es folgt die Gruppe der Opposition: sie enthält die positive Seite des Ansporns, die negative des kräfteverschwendenden Antagonismus. Hierher gehören ferner persönlicher Wettbewerb, institutioneller Wettbewerb, geschlechtlicher Antagonismus und Klassenkampf. Einen dritten Kreis sozialer Prozesse umschließt die Anpassung mit ihren Stufen Duldung, Kompromiß, Einfügung und Vermengung. Die vierte Gruppe ist als Zusammenwirken (cooperation) bezeichnet; sie gliedert sich als Or-

ganisation der Bestrebungen, des Willens und des Gedankens. Sie wird ergänzt durch Betrachtungen über Verschlechterung der gesellschaftlichen Strukturen (durch Begünstigung, Bestechlichkeit, Bürokratismus, Gleichgültigkeit, Formalismus, Veraltung, Absolutismus und Verkehrung (perversion)). Nicht sehr glücklich ist im Texte (nicht im Inhaltsverzeichnis) die fünfte Gruppe „Klasse und Kaste“ überschrieben; es folgen nämlich in den hierher gehörigen Kapiteln XXVI bis XXX: Schichtung, Entstehung großer Ungleichheiten, Abstufung, Absonderung und Unterwerfung, schließlich Gleichmachung. Dagegen ist im Kapitel XXXI Auslese wieder verselbständigt. Auch die Überschrift über den siebenten Kreis „Das Einzelwesen in seiner Beziehung zur Gruppe“ ist zu eng. Hier stehen die wichtigen Untersuchungen über Sozialisierung und (in sehr anerkennenswerter Vervollständigung und Ergänzung) das Gegenstück: Entfremdung, ferner über soziale und übersoziale Kontrolle, über Individuation und Befreiung. In Einzelbetrachtungen aufgelöst sind ferner Kommerzialisierung, Professionalisierung und Institutionalisierung, während ganz vortreffliche Schlußkapitel in der Gruppe „Rückschritt“ und Fortschritt“ Darlegungen über Expansion, Verknöcherung, Verfall, Umwandlung und Neugestaltung enthalten.

Inhaltlich ragen einige Kapitel hervor: Im Abschnitte „Gesellung“ fielen mir als besonders wertvoll Untersuchungen über die Wirkung von Isolierung und Einsamkeit und über Selbstbespiegelung auf. Sehr durchgearbeitet, mannigfaltig und gut angeordnet scheint mir (im Gegensatz zu dem vorausgehenden über Beherrschung) das Kapitel über Ausbeutung. Die Formulierung von 10 Erfahrungsregeln der Ausbeutung — z. B.: „Ein neu auftretendes Element bedroht die Fortdauer einer bisher bestehenden Ausbeutung so lange, bis jenes Element Anteil an ihren Vorteilen erlangt hat“ oder „Maskierte Ausbeutung überdauert offene Ausbeutung“ — scheint mir von besonderem Interesse. Auch



der Schlußabschnitt über Umgestaltung (mit einer beachtenswerten Auseinandersetzung mit dem Laisser-faire-Prinzip) enthält einen bestechend formulierten Kanon gesellschaftlicher Rekonstruktion (S. 549 ff.).

Doch ich muß auf ein Verweilen bei Einzelheiten verzichten. Ergebnisse der sozialen Prozesse sind soziale Produkte, nämlich nach Ross: Gleichförmigkeiten, Standards, Gruppen, Institutionen. Zum letztgenannten Kreise gehören Familie, Industrie, öffentliche Schule, Erholungsstätten (recreation center) und Staat (in einer wunderlichen Anordnung). Interessant ist hier vor allem die Gegenüberstellung der „Uniformities“, die auf freiwilliger Nachahmung beruhen, und der „Standards“, die aus sozialer Pression hervorgehen, gesellschaftliche „Tabus“ und Mustertypen umfassen, am besten wohl mit „Sitte und Brauch“ zu verdeutschen wären, m. E. vom Verfasser in ihrer (nach ihm) völlig ausschlaggebenden Bedeutung für den kulturellen Fortschritt überschätzt werden.

Der Schlußabschnitt über die soziologischen Prinzipien enthält nicht das, was man im allgemeinen darunter versteht, sondern — an sich sehr beachtenswerte — Normen für die praktische Leitung der Gesellschaft. Dabei ist aber wieder zweierlei durcheinandergemengt: nämlich Erfahrungsregeln aus der Beobachtung von Menschengruppen, die der Gesetzgeber usw. zu beachten hat, und die Normen selbst. Zu jenen rechne ich das Rosssche Prinzip der Antizipation und Simulation, zu diesen seine Prinzipien der Individualisierung und des Gleichgewichts. Unter Antizipation scheint mir Ross zu verstehen (ich würde diese Erklärung der Seinigen vorziehen) das Verhalten von Menschen, die von der Politik oder Gesetzeshandhabung anderer abhängig sind, und die sich so gut wie möglich auf diese Politik einstellen, sie aber durch scheinbare Anpassung für sich unschädlich zu machen suchen. Der Politiker hat seinerseits durch „Antizipation dieser Antizipationen“ solchen Ausweichungen zu begegnen. (Ross' Reformvorschläge überzeugen mich dabei — trotz aller

Dialektik — kaum; sie laufen in praxi auf die Anwendung der alten Abschreckungstheorie heraus. Um so wertvoller erscheinen mir die Darlegungen über „Simulation“, d. h. das Bestreben des Unwürdigen, seine Identität mit einem Typ zu heucheln, der soziale Billigung erlangt hat, um auf diese Weise sich Einfluß zu erschleichen.)

Zum System als Ganzem würde ich zu sagen haben: Teil I und V scheinen mir überflüssig. Was sie — das gilt besonders für Teil V — Wertvolles (genug) enthalten, ließe sich unschwer im Hauptteile „Soziale Prozesse“ unterbringen. Auch von dem so seltsam gemischten Teil IV gehören die Untersuchungen über Uniformierung, Standardisierung, Gruppenbildung zum Teil III; jenem bliebe m. E. die Darstellung der sozialen Gebilde, eben der Institutionen. Danach würde sich das ganze vereinfachen zu einer Einleitung über die sozialen Bewegkräfte, einem Hauptteile über die sozialen Prozesse und einem Schlußabschnitte über die sozialen Gebilde. Der Hauptteil aber wäre zu konzentrieren.

Der hohe Wert dieses Buches scheint mir in der Kraft der Befreiung zu liegen, die von ihm ausgeht. Es entnebelt die wissenschaftliche Atmosphäre. Um traditionelle Spekulationen, irreführende Fragestellungen und Analogien kümmert es sich nicht. Hier ist eine wundervolle Lebensnähe, Gesundheit, ein festes Packen der Dinge, auf die es ankommt, die in der bisherigen Soziologie leider sehr selten sind. Deshalb ist es eigentlich kleinlich, mit dem Verfasser über Begriffsanwendung und Aufbau rechten zu wollen. Das bleibt — Mängel sind dabei unschwer nachzuweisen — nebensächlich neben der starken Förderung in der weit ausgedehnten Erkenntnis gesellschaftlicher Vorgänge. Diese werden hier nicht symbolisiert, analogisiert, vorzeitig in eine in Wirklichkeit nicht vorhandene, erklügelte Einheit gebracht, sondern beschrieben, wie sie sind, in der Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit ihrer Erscheinungsformen aufgewiesen und auf ihre

Wirkungen nachgeprüft — kurzum: das ist empirische, am Leben unmittelbar orientierte Forschung.

Dabei wäre freilich eine deutlichere Sonderung von Beobachtetem und von Reformvorschlägen wünschenswert. So sehr sich Ross von der Spekulation und vom Enzyklopädenchreiß frei gemacht hat, so wenig hat er den Forscher in sich vom Reformen befreit. Daß manches dabei spezifisch amerikanisch geschaut ist, daß sich vieles vertiefen ließe, daß man seinem Optimismus fast mit Neid gegenübersteht — das nur nebenbei. Die Hauptsache ist, daß hier ein vielseitig erfahrener, lebenskluger Forscher das breite Feld menschlicher Beziehungen zum erstenmal mit einer gewissen Vollständigkeit, wissenschaftlicher Unvoreingenommenheit und Menschenkenntnis wirklich unmittelbar bearbeitet hat. Andere mögen tiefer pflügen. Reizvoll wäre ein Vergleich mit Simmel. Ross ist zu unphilosophisch und etwas überschnell in Vergleichen mit der grüblerischen und zaudernden Art des deutschen Philosophen; dafür kommen wir aber bei ihm zu einer gewissen abschließenden Gesamtschau. Das Haus kommt unter Dach. Viel bleibt freilich daran zu arbeiten.

L. v. W.

Levy-Brühl, L., Professor an der Sorbonne, Das Denken der Naturvölker; in deutscher Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von Dr. W. Jerusalem, a. o. Professor an der Universität Wien. Leipzig 1921, Braumüller.

Die Bedeutung des Levy-Brühlschen Buches ist zweifach, völkerpsychologisch und soziologisch. Was die erstere angeht, so gebührt L.-B. das Verdienst, eine große Gruppe ethnologischer Phänomene unter einen neuen völkerpsychologischen Gesichtspunkt gestellt zu haben. Dieses Verdienst bleibt, auch wenn man der Ansicht ist, daß die Fülle der betrachteten Erscheinungen nicht einer

ienzigen Phase der Völkerentwicklung, nämlich der der Primitivität, angehörte. Im Gegensatz zur animistischen Auffassung, die im unmittelbaren Streben nach Erklärung die Psychologie des Primitiven wesentlich der des Menschen der entfalteten Kulturen angeglichen hatte, ist L.-B., als Anhänger der Durkheimschen Methode, bemüht, die Erlebnisform der primitiven Phase zu rekonstruieren. Diese Erlebnisform, die er, mangels einer besseren Bezeichnung, die mystische nennt, wird am ganzen Umkreis der Lebensäußerungen der Primitiven nachgewiesen — es seien besonders genannt die Abschnitte über die primitiven Klassifikationen und die Zahl —, und es kann kein Zweifel sein, daß mit dieser Betrachtungsweise die Basis für das wirkliche Verständnis gegeben ist. Weniger sicher scheint die Begründung, die L.-B. der mystischen Erlebnisform zu geben versucht: ob zu ihrer Erklärung ausreicht, daß die emotionalen und motorischen Elemente noch integrierende Bestandteile der Vorstellungen sind, ist doch mindestens fraglich. Auch mit der Charakterisierung der mystischen Vorstellungen als Kollektivvorstellungen ist nicht viel getan, so sehr auch L.-B. gerade diesen Begriff in den Vordergrund rückt. Unter „Kollektivvorstellungen“ versteht L.-B. ein doppeltes (und mit der Heraushebung des doppelten Sinnes machen wir den Schritt aus der Völkerpsychologie in die Soziologie): Einmal ist darunter verstanden ein Charakteristikum der Vorstellungen selbst im Hinblick auf ihren Inhalt, insofern die Vorstellungen der primitiven Epoche mehr und anderes und auf andere Weise zusammenfassen und in sich begreifen als die dem analysierenden Bewußtsein entstammenden Vorstellungen. Dann aber sind sie dadurch ausgezeichnet, daß sie den Gliedern einer sozialen Gruppe gemeinsam sind und sich den zugehörigen Individuen eben als Kollektiveigentum und -produkt unweigerlich aufdrängen. Für die Würdigung des L.-B.schen Gedankens ist es fürs erste gleichgültig, welche Art von Beziehung zwischen jenem psychologischen Aspekt der Kollektivvorstellungen, der das Weltbild im ganzen bestimmt,



angenommen wird und diesem soziologischen, welche auf die besondere Form der primitiven Gesellschaft geht. L.-B.s Standpunkt, der, seiner ganzen Einstellung nach, der Form der Gemeinschaft einen bestimmenden Einfluß auf die Form des Erkennens (des Weltbildes) einräumt, klingt nur wenig an, und es ist Jerusalem, der in seiner Einleitung zu dem Buch das Prinzipielle dieses Gedankens heraushebt. Welche Bedenken sich dagegen geltend machen müssen, namentlich wenn in der extremen Auffassung Jerusalems die objektive Gültigkeit der Denkformen durch die Reduktion auf ihre soziologisch-historische Basis aufgehoben wird, das kann hier nicht berührt werden. In einem Punkt aber, der für L.-B. wie für Jerusalem wesentliche Bedeutung hat, muß Einspruch erhoben werden. L.-B. behauptet — und es ist ihm grundlegend für das Verständnis primitiven Denkens —, daß das primitive Denken sich nicht an das Prinzip des Widerspruchs gebunden erachte (z. B. S. 59 und 337), und er sieht darin einen wesentlichen Unterschied zwischen dieser Stufe und der höheren Kultur. Es kann hier nur eben betont werden, daß sich der Unterschied doch nur auf das beziehen kann, was in verschiedenen Stufen und Phasen der Menschheit als identisch gesetzt und als identifizierbar betrachtet wird. Ob ein primitiver Stamm — um ein Beispiel aus dem Kreis des Totemismus zu gebrauchen — sich mit seinem Totem streng identifiziert („die Bororó sind rote Papageien“), oder ob wir die Tatsache des Lichtes mit der des elektromagnetischen Feldes gleichsetzen, das ist logisch die nämliche Denkfunktion, und der Satz des Widerspruches wird damit in keiner Weise berührt. Es läßt sich — wie hier nicht ausgeführt werden kann — auch das Prinzip aufweisen, nach welchem das primitive Denken seine Identifikationen vor-

nimmt. — Diese kritischen Randbemerkungen schienen immerhin nicht überflüssig; im übrigen sollen sie die Wichtigkeit des Buches für unseren Gegenstand nicht herabsetzen, ebenso wenig das Verdienst, das sich Prof. Jerusalem mit der Herausgabe erworben hat. W. Haas.

Schmid, Ferdinand, Prof. Dr.: Statistik und Soziologie. (Nicht im Handel befindlicher) Sonderabdruck aus dem „Allgemeinen Statistischen Archiv“. Band X, Heft 1/2, München usw., 1917, Schweitzer.

Die Frage nach dem Verhältnis von Soziologie und Statistik geht zurück bis in die Tage Comtes; aber wie in fast allen methodologisch-soziologischen Fragen ist auch hier eine einheitliche Auffassung bisher nicht erzielt worden<sup>1)</sup>. In Deutschland begannen seit den 70er Jahren vorwiegend Vertreter der Statistik sich mit diesem Problem zu befassen; der bedeutende Aufschwung, den die Soziologie im neuen Jahrhundert und besonders seit Kriegsende in unserem Lande genommen hat, drängt nunmehr dazu, an die Lösung des Problems energischer heranzugehen<sup>2)</sup>, zum mindesten aber eine vorläufige Verständigung herbeizuführen, die ein ersprießliches Hand-in-Hand-Arbeiten der beiden Disziplinen ermöglicht. Damit ist freilich die erste Voraussetzung für eine Verständigung schon ausgesprochen: die Anerkennung der Soziologie als selbständiger Wissenschaft. Der Statistiker, der glaubte, die Bevölkerungsstatistik könnte zu einer selbständigen Wissenschaft ausgebaut werden, aus der sich eine eigene Gesellschaftswissenschaft entwickeln sollte, würde die noetischen Grundlagen der Soziologie sehr verkennen. Bei gegebener gegenseitiger Anerkennung

<sup>1)</sup> Vgl. auch S. 40 dieses Heftes.

<sup>2)</sup> Außer Dr. F. Schmid hat sich in jüngster Zeit besonders auch Dr. W. Schöne mit dieser Frage beschäftigt, ohne allerdings der Soziologie so vollauf gerecht zu werden wie der Verfasser unseres Buches. Siehe Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik, 56. Bd., S. 257, 1918, und Ztschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft 1921, 4. Heft, S. 488.



wird sich dagegen u. E. eine fruchtbare Verständigung wohl finden lassen, wobei das Maß der Verständigung und des Zusammenarbeitens allerdings nach den Grundanschauungen der verschiedenen soziologischen Schulen sowie nach dem Grade, in dem die Statistik ihre Arbeiten soziologischen Zielen dienstbar zu machen geneigt ist, verschieden sein wird.

In dem vorliegenden Buche, das sich in schlicht-vornehmer Darstellungsweise an beide Parteien wendet, bemüht sich Prof. Dr. F. Schmid, eine solche Verständigung anzubahnen und — wie wir hoffen möchten — nicht ohne Erfolg. Einleitend gibt er eine historische Literaturübersicht, an die er die wesentliche Feststellung knüpft, daß seine Vorgänger sich fast ausschließlich mit der Frage befaßt haben, welche Dienste die Statistik der Soziologie zu leisten vermöge, während auf die umgekehrte Frage eine Antwort meist nicht erfolgt. Diese Frage nach der Gegenseitigkeit, d. h. inwiefern beide Wissenschaften voneinander etwas lernen und ihre Arbeiten in engerem Zusammenwirken ertragsreicher gestalten können, ist Kern und Hauptstück der Schmid'schen Schrift. Eine Hauptaufgabe, welche die Soziologie auch zum Nutzen der Statistik zu erfüllen hat, ist die Schaffung klarer Begriffe auf sozialwissenschaftlichem Gebiete; denn „die Statistik ist aus sich heraus dazu selten fähig, sondern ist gewöhnt, selbst kompliziertere Begriffe als bekannt vorauszusetzen“ (S. 12). Auf dem Gebiete dieser Begriffssoziologie sind für die Statistik Berührungspunkte mit allen soziologischen Schulen gegeben; während aber die Statistik hier als bloß empfangende auftritt, vermag sie mit einer empirischen Soziologie, die sich der induktiven Methode bedient, in enge Wechselbeziehungen zu treten und ihrerseits der Soziologie bedeutsame Dienste zu leisten. Als exakte Beobachterin der sozialen Massenerscheinungen ist die Statistik in der Lage, die Soziologie an ihrem Forschungsmaterial in reichlichem Augenmaße partizipieren zu lassen (S. 18), durch Sichtung und Gliederung der sozialen Gebilde auf-

klärende Vorarbeit zu leisten und weiterhin die Soziologie bei der Abgrenzung gegen verwandte Wissenschaftszweige, die heute noch als ihre oftmals scharfen Wettbewerber auftreten, zu unterstützen. Schmid erläutert das Zusammenarbeiten der beiden Wissenschaften an zahlreichen Beispielen, so bei der Erforschung der Familie und der Ehe, der ethnischen und nationalen Gemeinschaften, der religiösen Verbände, der Sprache und Schrift, der Sitten u. a. m. Man braucht hierbei nicht in jedem einzelnen Falle mit dem Verfasser übereinzustimmen, um die Berechtigung des Gesagten im ganzen anzuerkennen. Um nun eine solche engere Fühlungnahme zwischen Statistik und Soziologie zu ermöglichen, wird es allerdings notwendig sein, daß die Statistik mehr als bisher auf die Forschungsziele der Soziologie Rücksicht nimmt und „es sich nicht daran genügen lassen darf, den Stoff in mehr äußerlicher Art wie bisher nach Materien zu gruppieren, sondern daß schon im System die schließlich anzustrebenden Forschungsziele . . . in den Vordergrund gerückt werden müssen“ (S. 23). Zum mindesten muß eine besondere Sozialstatistik verlangt werden. Diese wird das gleiche Forschungsobjekt haben wie die Soziologie und letzten Endes auch das gleiche Ziel verfolgen. Darüber hinaus erwartet Schmid noch eine Annäherung der beiden Wissenschaften in der Methode dadurch, daß die Statistik sich mehr und mehr gezwungen sieht, auf die streng numerische Methode zu verzichten und sich mit unvollkommeneren Mitteln zu behelfen.

Als das letzte Ziel erscheint dem Verfasser unseres Buches die Verschmelzung der beiden Wissenschaften „zu einer höheren Einheit, nämlich zu einer allgemeinen Gesellschaftswissenschaft im weiteren Sinne des Wortes, als deren ebenbürtige Unterglieder sie beide anzusehen sind“ (S. 71). Ob es dazu kommen wird, mag dahingestellt bleiben; über diese Frage der Zukunft wird die Praxis entscheiden. Soviel kann aber auch heute schon gesagt werden: ein Zusammenarbeiten zwischen Soziologie und Statistik in der Weise, wie Schmid es darstellt, wäre

sehr zu begrüßen und würde bei beiderseitigem guten Willen und unter Einhaltung der gegebenen Grenzen sicherlich nicht ohne wissenschaftliche Früchte bleiben. Eine Lesung des Buches, das des öfteren — aber ohne polemischen Ton — auch in schwebende soziologische Fragen eingreift, kann deshalb allen, denen daran liegt, die Soziologie aus dem Streit der Methoden zu praktischer Arbeit zu führen, nur empfohlen werden.

Dr. J. Klersch.

**Soziologische Probleme der Gegenwart.** (Die Weißen Blätter, Neue Folge Heft 1.) Herausgegeben von Prof. Emil Lederer; Berlin 1921, Paul Cassirer.

Der Sammeltitle, unter dem fünf Aufsätze verschiedener Autoren vereinigt sind, scheint nicht ganz glücklich gewählt. Zwar können die Probleme, deren Aufhellung Lederers einführendes Vorwort verspricht, durchaus als soziologische aufgefaßt werden; aber die Behandlung, die ihnen hier zuteil geworden ist, ist es auch dadurch nicht geworden, daß in den Darstellungen hin und wieder das Adjektiv „soziologisch“ eine etwas willkürliche Anwendung findet, und daß überdies einige soziologische Gedankenketten geboten werden.

Das Ziel des vorliegenden Sonderheftes ist, wie Lederers Einführung sagt, das, die „bisher überhaupt noch nicht in Angriff genommene, weil noch nicht gesehene“ Aufgabe, „die soziale Umschichtung, welche der Krieg vorbereitet und ermöglicht, der Zusammenbruch vollendet hat, auch wirklich mit Bewußtsein zu vollziehen . . . von den verschiedensten Seiten her zu zeigen.“ — „Wir wollen zeigen, daß der Weg auch für den geistigen Menschen nur durch den Sozialismus hindurchgehen kann, daß ohne ihn gestaltloses und ungestaltbares Chaos schon heute unser Schicksal wäre.“

In diesem Sinne läßt sich nur ein Teil der Beiträge deuten: gleich der erste (Ernst Bloch, Über den sittlichen und geistigen Führer) ent-

täuscht; ein aktiver Wille zum Aufbau, wie ihn das Vorwort zu verkünden scheint, kommt darin nicht zum Ausdruck. So erfreulich das Streben, die ausgefahrenen Geleise abgenutzter Redewendungen zu vermeiden, ist, so wenig scheint uns gerade heute damit geschehen, wenn darin der Hauptwert der Untersuchung eines reizvollen Themas gefunden werden muß, und wenn der Satz: „es kann im menschlichen Miteinander schließlich überhaupt keinen Führer geben“ in mystischen Wendungen mehr umschrieben als erhärtet wird. Zu dieser These arbeitet man sich mühsam hindurch durch die manirierte Stilübung eines sozialaristokratischen Snob. — Ähnliches gilt von Carl Brinkmann (Zur Soziologie der „Intelligenz“), der seine Gelehrsamkeit anscheinend als Privatsache behandelt wissen will. Daß er geflissentlich vermeidet, die Früchte seiner Erkenntnis den Zeitgenossen genießbar darzubieten, verträgt sich m. E. schlecht mit der Ambition, als Kämpfer einer neuen Zeit aufzutreten, in der „statt Herrschsucht und Gewöhnlichkeit Wille und Möglichkeit des Strebens ‚Führer‘ und ‚Volk‘ verbinden“. Der Schreibweise dieser Autoren haftet stark der Charakter ästhetischer Sonderbündelei an, was in einem seltsamen Kontrast zu der im Vorwort geäußerten Überzeugung steht, daß „in unserem sozialen Wollen nicht privates ‚Erlebnis‘, nicht sektenhafte Abschließung zu geheimem Bund, sondern intellektuelle Aufhellung“ not tue. — Gerhart Lütken's (Der Pazifismus und die sozialistische Idee) ist, nachdem er die Aufgabe, die er sich gestellt hat, geprüft, erläutert und schließlich als eine praktisch-politische vorgestellt hat, nahezu am Ende seiner Untersuchung angekommen, so daß „die Frage, wie sich der Sozialismus jetzt zu der gültigen, und also ewigen Frage der Bejahung oder Verneinung des Krieges als eines politischen Mittels aus der Struktur seines Gedankens heraus zu stellen hat“, etwas plötzlich dahin beantwortet wird, daß vom Standpunkte des Sozialismus aus eine prinzipielle Entscheidung nicht getroffen werden könne, daß vielmehr je nach der ge-

gebenen gesellschaftlichen Situation politisch-opportunistische Erwägungen seine Haltung bestimmen müßten. In den genannten drei Beiträgen einschädigen zahlreiche, nur locker miteinander verbundene, geistvolle (auch soziologische) Aphorismen den aufmerksamen Leser für die aufzuwendende Geduld.

Systematischer und speziell in soziologischer Hinsicht gehaltvoller ist Emil L e d e r e r s „Beitrag zur Theorie der gesellschaftsbildenden Kräfte: Soziologie der Gewalt“. Von dem Satze ausgehend, „daß sich die Gewalt überlebt hat“, untersucht L. ihre Bedeutung für die Verteilung der gesellschaftlichen Machtverhältnisse auf den verschiedenen Stufen der sozialen Entwicklung, in deren Verlauf sie sich allmählich in der Form verfeinert; das kapitalistische System hat dann die Gewalt nicht nur verfeinert, indem es sie zunächst aus der Sphäre des bloß Physischen in die des Intellektuellen erhob, es hat letzten Endes auch ihre Anwendung unsinnig gemacht: die gegenwärtig tobende Weltkrise wird als die „unbarmherzige Illustration der Wahrheit“ bezeichnet, „welche eine Welt mit dem Untergange bedroht, weil in ihr Methoden einer vergangenen Struktur zur Anwendung gelangen“. Am Schlusse seiner Untersuchung bringt L. die anfänglich zu schroff formulierte These in die vorsichtiger und weniger anfechtbare Fassung: „Es ist nicht die Zeit ewiger Harmonie gekommen. Aber die Epoche ist zu Ende, in welcher die Gewalt allein in eine neue Situation und ein endgültiges Resultat schaffen konnte.“ Besondere Erwähnung verdient die

Kritik, der L. die Klassenkampftheorie im Rahmen seiner Ausführungen unterwirft.

Das Erzeugnis eines klaren Geistes ist auch Lotte M e n d e l s o h n s Untersuchung über „Möglichkeiten der gesellschaftlichen Entwicklung Englands“. Die Verfasserin gibt zunächst eine kurze, kluge Kritik an den utopischen Hoffnungen, die der vulgären Ausdeutung des Sozialismus entspringen. Eine sozialisierte Wirtschaft werde weder „materielle Glanzzeiten“ heraufführen, noch — was schwerer wiege — auf eine fortschreitende Mechanisierung der Arbeit verzichten können. Wie die dadurch bedingte Unterwerfung des Menschen unter die wesenslose Technik einerseits und das menschliche Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit andererseits sich miteinander versöhnen ließen, darin sieht die Verfasserin ein Problem des Sozialismus, zu dessen praktischer Lösung sie in der Kriegswirtschaft Englands, des Landes der „individuellen Selbstherrlichkeit“, deutliche Ansätze findet. Entgegen diesen auf eine friedliche Evolution hinweisenden Tendenzen sind als Folge des Krieges auch andere, die zur Ausbildung einer Klassenkampfideologie drängen, erstarkt. Beide Tendenzen zeigt die Verfasserin auf, ohne schließlich zu entscheiden, welche von ihnen in der gesellschaftlichen Entwicklung Englands den Sieg davon tragen wird. In der Darstellung wie in dem Verzicht auf einen prophetischen Ausblick offenbart sie die kühle Ruhe eines wissenschaftlich denkenden Kopfes.

Dr. W. Vleugels.



## IV. Chronik.

Internationaler soziologischer Kongreß in Turin.

Vom 9. bis 16. Oktober 1921 soll in Turin ein vom soziologischen Institut der Universität organisierter Kongreß stattfinden. Die Anregung geht vom Direktor des Instituts Professor F. Cosentini aus, der auch die Vorbereitungen leitet. Es sind 5 Sektionen vorgesehen. Das allgemeine Kongreßthema lautet: „Die politisch-sozialen Probleme der Nachkriegszeit“. Theoretische Fragen stehen nicht auf der Tagesordnung. Der Begriff „soziologisch“ ist in jenem weiten Sinne gefaßt, bei dem auch die praktischen Tagesaufgaben des Gesellschaftslebens mit darunter fallen. Es wäre unverständlich, wenn nicht auch wir — Leser und Herausgeber dieser Zeitschrift — den Kongreßgegenständen das lebhafteste Interesse entgegenbrächten und den Verhandlungen der Tagung, für die Prof. Cosentini der Dank aller gebührt, besten Verlauf wünschten. Indessen müssen wir den Publikationsorganen, die auch praktischen Fragen gewidmet sind, die eingehende Berichterstattung überlassen. Wir würden zur Verwirrung, die mit dem Worte „Soziologie“ vielfach verknüpft ist, nur beitragen, wollten wir nicht streng daran festhalten, daß nach deutschem Sprachgebrauche die Behandlung praktisch-politischer Fragen nicht darunter fällt.

In Sektion I werden Fragen des Völkerrechts (Völkerbund, Minderheitenschutz, Kolonialmandat), in Sektion II Weltwirtschaftsfragen, in Sektion III Heeresprobleme, in Sektion IV internationale Sozialpolitik, in Sektion V, die unserem Arbeitsgebiete am benachbartsten ist, Kultur-

fragen erörtert werden. — In dieser fünften Sektion sind vorgesehen: Referat von Prof. T ö n d u r y (Genf) über die Rolle der Frau in der Lösung der sozialökonomischen Probleme der Nachkriegszeit, ferner Vorträge mehrerer Gelehrter über „Organisation der internationalen Kulturbeziehungen“ und „Eugenismus und soziale Verteidigung gegen die Krankheiten, die der Krieg verursacht oder verschärft hat“.

L. v. W.

### Soziologie in Frankreich.

Unter den Periodica, die sich in Frankreich bis zum Tode Emile Durkheims ausschließlich dem — allerdings von ihnen sehr weit gefaßten — Gebiete der Soziologie widmeten, standen Durkheims „Année Sociologique“ aus der Bibliothèque de Philosophie Contemporaine und die Wormsschen Zeitschriften (die Revue Internationale de Sociologie und die Annales de l'Institut International de Sociologie) obenan. Man geht nicht fehl, wenn man in der zeitgenössischen französischen Soziologie vorwiegend eine Durkheim-Schule und eine Richtung Worms unterscheidet. Zwischen den beiden Publikationsserien der verdienstvollen Herausgeber bestand ein methodologischer Gegensatz. Leider ist durch Durkheims Tod die Fortführung der „Année“ in Frage gestellt. Der letzte uns vorliegende Band XII ist im Jahre 1913 erschienen. — Die „Revue“ hingegen, von deren letzten, im Jahre 1921 erschienenen Heften wir unten (S. 106) eine kurze Inhaltsübersicht geben, wird erfreulicherweise noch heute wie vor mehr als 25 Jahren von René Worms redigiert.

Emile Durkheim, der bis zu seinem Tode die Professur für Soziologie an der faculté des lettres der Universität Paris, vorher in gleicher Eigenschaft den für ihn in Bordeaux geschaffenen Lehrstuhl innehatte, hat außer den 12 Bänden der „Années“ auch „Travaux de l'Année sociologique“ herausgegeben, nämlich Bouglés „Essais sur le régime des castes“, „Mélanges d'histoire des religions“ von Hubert und Mauss, Halbwachs' „La classe ouvrière et les niveaux de vie“, ferner Lévy-Brühls „Fonctions mentales dans les sociétés inférieures“ und seine eigenen „Formes élémentaires de la vie religieuse“.

Der 11. und 12. umfangreiche Band der „Années“, die — wie die eben erwähnten „Travaux“ — bei Felix Alcan (Paris, 108 Boulevard Saint-Germain) erschienen sind, enthalten auf je 800—900 Seiten nur Bücherbesprechungen; sie sind als Bibliographien der Werke von 1906—1909 bzw. 1909—1912 gedacht. In den älteren 10 Bänden stehen daneben auch je zwei bis vier Aufsätze (z. B. in Band I von Simmel „Comment les formes sociales se maintiennent“, in Band III von Ratzel „Le Sol, La Société et l'État“).

Die „Années“ tragen durchaus enzyklopädischen Charakter. Berühmt und viel unstritten ist ihre Einteilung in 7 Sektionen mit ihrer lehrreichen, aber begreiflicher Weise mancher Kritik ausgesetzten Untereinteilung. Ich kann hier nur die Überschriften der Sektionen nach der Einteilung des letzten Bandes geben: 1. Sociologie générale. — 2. Sociologie religieuse (mit 13 Untersektionen). — 3. Sociologie morale et juridique. — 4. Sociologie criminelle et statistique morale. — 5. Sociologie économique. — 6. Morphologie sociale. — 7. Divers.

So sehr Durkheim die Soziologie in eine Mehrheit von sozialen Einzelwissenschaften aufgelöst hat, so hat er sich doch energisch gegen den Vorwurf, er leugne eine allgemeine Soziologie und die Möglichkeit einer Synthese, gewehrt. Im letzten Bande der „Années“ findet sich z. B. seine Besprechung eines Werkes aus dem Kreise der Wormsschen Mitarbeiter

(Band XII, S. 1), in der er diese Auslegung seiner Auffassung für „radicalement erronée“ erklärt. (Er bezieht sich dabei auf S. 325 seiner „Méthode dans les Sciences“.) Er schließt: „Nous avons seulement nié la possibilité d'une synthèse qui ne s'appuierait pas sur une analyse suffisamment approfondie.“

Unter den Publikationen des Wormsschen Kreises interessieren uns hier als Gegenstücke zu den „Années“ die „Annales de l'Institut International de Sociologie“. Von ihnen liegen 14 Bände vor, die sämtlich von dem ständigen Generalsekretär der Gesellschaft René Worms herausgegeben und wie die „Revue“ bei Giard & Co., Paris, 16 Rue Soufflot, in den Jahren 1895—1913 erschienen sind. Die Gesellschaft wurde 1893 gegründet und hat ihren Sitz in Paris. Ihre Zwecke sucht sie durch Veranstaltung von internationalen Kongressen, Publikation von Arbeiten, durch die Einrichtung einer Bibliothek, von Preisausschreiben und Kursen zu erreichen. Ihr erster Präsident war im Jahre 1893/94 John Lubbock, 1895 Schaeffle, 1896 Fouillée, 1897 Lilienfeld, 1898 der Spanier de Azcarate, 1899 Achille Loria, 1900 de Greef, 1901 Carl Menger, 1902 der Russe Bogisic, 1903 Lester Ward, 1904 Tylor, 1905 Schmoller, 1906 Levasseur, 1907 Maxime Kovalewsky, 1908 der Spanier Giner de los Rios, 1909 Garofalo, 1910 Hector Denis, 1911 Ludwig Stein, 1912 Boehm-Bawerk, 1913 Giddings.

Von den 14 Bänden enthalten 9 nur Kongreßberichte. Der 1. Kongreß fand in Paris 1894 statt; der 2. an demselben Ort 1895; der 3. 1897 und der 4. 1900; der 5. 1903 (alle wiederum in Paris). Der 6. wurde 1906 in London abgehalten, der 7. 1909 in Bern und der 8. im Oktober 1912 in Rom. Vom 5. Kongreß an wählte man die Methode, auf jeder Tagung nur ein Thema zu behandeln. So standen 1903 in Paris auf der Tagesordnung: die Beziehung der Soziologie und der Psychologie; 1906 in London: die sozialen Streitigkeiten; 1909 in Bern: die soziale Solidarität und auf dem

letzten Kongreß in Rom das Thema: der Fortschritt.

Von den Gesichtspunkten, die René Worms' Auffassung der Soziologie bei der Redaktion der Annalen, mehr noch der Revue Internationale beherrschen, mag die Besprechung seines Bändchens aus der gleichfalls von ihm herausgegebenen Bibliothèque Sociologique (auf S. 81) einen Eindruck vermitteln. Dort ist auch Gelegenheit, über seine Stellung zu Durkheim etwas zu berichten.

L. v. W.

#### Nachrichten von deutschen Hochschulen über das Sommersemester 1921<sup>1)</sup>.

Aus Berlin schreibt Prof. Vierkandt: „Ich habe in diesem Semester soziologische Übungen für Fortgeschrittene veranstaltet. Thema: das Machtverhältnis. In den einleitenden Stunden habe ich in Form der Unterredung einige Grundtatsachen und Grundbegriffe entwickelt. Sodann wurden Vorträge gehalten über einzelne Machtverhältnisse (Schule, Staat, Kirche usw.), die das Entwickelte anwenden sollten. Dabei erwies es sich für die meisten Teilnehmer als recht schwer, zu einer wirklichen Beherrschung und Anwendung der genannten Grundbegriffe und Grundtatsachen zu kommen: zwischen der „reinen Soziologie“ und der „angewandten Soziologie“ blieb eine große Kluft, deren möglichste Überbrückung doch gerade das Ziel gewesen war. Ich glaube jedoch, daß dieser Tatbestand symptomatisch ist für den heutigen Zustand der Soziologie überhaupt.“

Aus Bonn berichtet Prof. Schreuer: „Ich habe in diesem Sommersemester wie schon früher wiederholt ein Publikum über die Grundzüge der Soziologie gelesen.“

In Braunschweig hat, wie er mitteilt, Prof. Georg Jahn eine 2 stündige Vorlesung über „Gesellschaft und Staat als Einführung in die Soziologie“ gelesen. Übungen konnten zunächst nicht gehalten werden, sind aber für später geplant.

Aus Breslau schreibt Dr. Siegfried Marck, Privatdozent der Philosophie: „Mein Arbeitsgebiet bezieht sich wesentlich auf Staats-, Sozialphilosophie und Soziologie. Ich habe im Sommersemester 1920 Soziologie gelesen, im Wintersemester 1920/21 Geschichte der Staatsphilosophie von Plato bis Hegel, im Sommersemester 1921 die philosophischen Grundlagen der sozialistischen Theorien.“

Dem Frankfurtur Vorlesungsverzeichnis entnehmen wir: Dr. Sulzbach: Hauptprobleme der Soziologie (1 Stunde). — Übungen über die Grundlagen der politischen Parteibildung (2 Stunden). — Ferner Direktorialassistent Vatter: Die Beziehungen zwischen Gesellschaft, Religion und Wirtschaft auf primitiver Kulturstufe (1 Stunde).

In Freiburg i. Br. haben nach Mitteilungen Prof. Momberts gelesen:

Kantorowicz (Jurist): Einführung in die Soziologie (2 stündig).

Cohn (Philosoph): Ethik und Sozialphilosophie (4 stündig).

Mombert (Nationalökonom): Soziologische Übungen über die Struktur der modernen Gesellschaft (2 stündig).

Über seine Einführungsvorlesung schrieb Prof. Kantorowicz: „Es wird zunächst eine Übersicht über die Aufgaben und Hauptrichtungen der Soziologie gegeben; dann werden Untersuchungen einzelner soziologischer Probleme (auch solche der angewandten Rechts-, Staats-, Religions-, Kunst-) Soziologie mitgeteilt und beurteilt, wobei namentlich in

<sup>1)</sup> Von Hochschulen, die nicht genannt sind, habe ich keine Nachrichten erhalten. Ich verweise im übrigen zur Benutzung dieser Rubrik auf Heft 1, S. 6 und 86 ff. Der in der Sache liegenden Mängel einer solchen Übersicht (Lückenhaftigkeit und methodologische Unzulänglichkeit) bin ich mir durchaus bewußt; ich glaube jedoch und werde durch Zuschriften darin bestärkt, daß die Orientierungen und Anregungen, die diese Mitteilungen geben, ihre Mängel mehr als aufwiegen.



die Forschungen Simmels und Max Webers eingeführt wird."

Aus Gießen erfahren wir durch Dr. Weidenbach, daß er zweistündig über „Ethik mit besonderer Berücksichtigung soziologischer Fragen“ gelesen hat. Ferner wurde von sieben Dozenten ein Sammelkolleg veranstaltet, das Themen aus Grenz- und Nachbargebieten der Soziologie betraf, nämlich „Probleme des Staates, des Rechts und der Wirtschaft“. Dr. v. Aster las dabei über „Machtstaat und Rechtsstaat“; Dr. Emge über „Geltung des Rechts“, Dr. Horneffer über „Persönlichkeitswert und Staatsform“ Dr. Messer über „materialistische Geschichtsauffassung“, Dr. Roller über „staatsbürgerliche Erziehung“, Dr. Skalweit über „Sozialisierung“, während Dr. Weidenbach als Einleitung eine „Grundlegung der Philosophie des Staates“ gab.

Aus Göttingen berichtet Prof. Oldenberg, daß ausdrücklich soziologische Vorlesungen nur Prof. Walther gehalten hat. Dankenswerterweise gibt er uns auch angrenzende Vorlesungsthemen aus Nachbargebieten an. Es handelt sich u. a. um Kollegs des Philosophen Schmalenbach, psychologische Darbietungen Dr. Baades, ferner Vorlesungen der Theologen Titius und Bieder.

Prof. Walther berichtet: „Ich lese in diesem Semester dreistündig: „Soziologie der orientalischen und mittelalterlichen Kulturen“ und interpretiere in zweistündigen Übungen soziologisch bedeutsame Quellen aus orientalischen Kulturen in Übersetzungen. Die Absicht bei diesen und weiterhin folgenden Vorlesungen ist die, das soziologische System, welches natürlich das Ziel ist und bleibt, empirisch zu fundieren durch Herausarbeitung der typischen „Gestalten“ der Gesellschaften und der durch sie bedingten psychologischen Menschentypen“.

Aus Graz schrieb Prof. Spitzer im Mai: „Die Diskussion in den soziologischen Übungen, welche dieses Semester fortgesetzt werden, soll sich zunächst an Tönnies' „Menschheit und Volk“, später vielleicht noch,

wenn die Zeit langt, an einzelne ausgewählte Stücke des Hauptwerks von Comte (nach der Übersetzung in der Waentigschen Sammlung) anknüpfen.“

In Halle wurden Vorlesungen, bei deren Ankündigung das (wie Dr. Thurnwald mit Recht schreibt) „viel mißbrauchte“ Wort Soziologie angewendet wurde, nicht gehalten. Indessen sind in Nachbargebieten viele hierher gehörige oder doch gesellschaftswissenschaftlich relevante Fragen behandelt worden. So berichtet Dr. Thurnwald über seine Darbietungen aus dem Gebiete der Völkerpsychologie: „Ich lese in diesem Semester: 1. „Allgemeine Völkerpsychologie“ und 2. „Völkerpsychologie und Politik“. In beiden Vorlesungen findet eine psychologische Darstellung der sozialen Vorgänge statt. Die Völkerpsychologie fasse ich in einem weiteren Sinn als Gegensatz zur Psychologie der Einzelperson auf. Darenin fällt das ganze Gebiet der sozialpsychischen Prozesse, von den einfachsten kollektiv-psychologischen Vorgängen, den eigentlichen Elementen der Völkerpsychologie angefangen bis zu den Vorgängen in Gruppen, zunächst primitiver „nationaler“ Art, und weiterhin zu den komplex-geschichtlichen und gespaltenen Verbänden der modernen Kulturvölker. Den sozialpsychischen Vorgang zerlege ich in einen sukzessiv-historischen und einen simultan-räumlichen. Daraus ergibt sich auch die Behandlung der differenziellen Völkerpsychologie. Unter dieser verstehe ich die Erörterung der Besonderheiten der Gruppen in ihrer national-kulturellen Gestaltung und Geistesverfassung, so wie die eigentümlichen Beziehungen, die sich daraus für verschiedene solcher Gruppen ergeben.“

In dem völkerpsychologischen Kolloquium des Wintersemesters 1920/21 wurden u. a. folgende Arbeiten von Studenten vorgelegt: „Die psychische Einstellung der Naturvölker und die Anforderungen moderner Arbeit“, „Die heutige Psyche der Franzosen“, „Der Nationalcharakter der Angelsachsen, I. Engländer, II. Amerikaner“; für dieses Semester sind folgende Arbeiten in Aussicht ge-

nommen: „Kollektiv-psychologische Ergebnisse der Kinderforschung“, „Psychotechnische Berufsberatung“, „Entwicklung des englischen Geistes von der Normanneneroberung bis heute“ (in 8 Typen), „Massenpsychologie“, „Die seelischen Wurzeln des Bolschewismus“.

In H a m b u r g hat Dr. S i n g e r über „die Ursprünge von Staat und Wirtschaft zur Einführung in die Geschichte der Gesellschaft“ gelesen.

Aus H e i d e l b e r g schrieb uns Dr. S a l i n: „Über das Sommersemester kann ich Ihnen berichten, daß Prof. G o t h e i n seine stets soziologisch unterbauten kulturgeschichtlichen Vorlesungen nach jahrelanger Unterbrechung wieder aufnehmen wird mit einer ‚Kulturgeschichte des Mittelalters von Konstantin bis Karl dem Großen‘. Auch die soziologischen Diskussionsabende, die im Winter ausfielen, sollen in diesem Semester wieder stattfinden. Ich selbst lese ‚Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Ideen‘ und halte u. a. Übungen über ‚Staats- und Wirtschaftslehre der Romantik‘.“

In J e n a wurde von Prof. J e r u s a l e m (Jurist) in seinem soziologischen Seminar die Struktur des deutschen Bürgertums seit dem Ende des 18. Jahrhunderts behandelt. Zugrunde gelegt war eine Reihe von Werken aus der schönen Literatur dieser Epoche, u. a. von Schiller, Goethe, G. Freytag, Thomas Mann, Sudermann, Frank Wedekind, Georg Kaiser. Diese Methode hat sich außerordentlich bewährt; sie soll im nächsten Semester erweitert werden. Das wachsende Interesse der Studentenschaft an soziologischen Fragen zeigte sich auch in einem besonders gut besuchten Vortrage eines Studierenden über die Soziologie der sozialdemokratischen Partei, dem eine Reihe von Professoren beiwohnte.

Aus K i e l berichtet Prof. E u l e n b u r g:

#### I. Vorlesungen:

1. Tönnies, Einleitung in die Soziologie,
2. Brandt, Politische Ideen der Neuzeit,

3. Hoffmann, Internationalismus,
4. Scholz, Ethik und Einleitung in der Philosophie der Kultur.

#### II. Übungen:

- Tönnies, Probleme der Soziologie.
- v. Brockdorff, Tönnies: Gemeinschaft und Gesellschaft.

#### III. Soziologischer Zirkel

Es wurden folgende Themen behandelt:

1. Eulenburg, Der gegenwärtige Stand der Soziologie.
2. Mandl, Die Religion des Totemismus.
3. Prinz, Der römische Adel.
4. Tönnies, Religion und öffentliche Meinung.
5. Jellinek, Sein und Sollen im Recht.
6. Wittmann, Das Problem der Berufseignung.

Der soziologische Zirkel ist ein kleiner Kreis von 14 Herren, Dozenten des Lehrkörpers, die monatlich einmal zusammenkommen und einen Gegenstand eines Fachgebietes unter soziologischen Gesichtspunkten behandeln. Für das Wintersemester ist in Aussicht genommen, ‚das Problem des Berufes‘ in mehreren Sitzungen unter verschiedenen Gesichtspunkten behandeln zu lassen.“

Über K ö l n hat der Unterzeichnete den Wunsch, ausführlicher zu berichten (besonders über die Fortsetzung der Arbeiten in den soziologischen Seminaren). Aus Raum-mangel muß dieser Bericht auf das nächste Heft vertagt werden.

Prof. Barth schreibt uns über L e i p z i g: Es lasen:

Prof. Paul Barth; Einführung in die Soziologie, 2 stündig.

Dr. E. Schultze: Die Soziologie der Masse, 1 stündig.

Dr. Gottfried N a u m a n n (theol. Fakultät): Die katholisch- und evangelisch-soziale Bewegung in Deutschland, 1 stündig.

Aus M ü n c h e n nennt uns Prof. R o t h e n b ü c h e r eine Anzahl von Vorlesungen aus Nachbargebieten (Geschichte des Sozialismus, Politik, Staatslehre). Prof. v. H i l d e b r a n d las 3 stündig: „Die ethischen Grundlagen der Soziologie“.

Aus T ü b i n g e n schreibt Prof. S t e p h i n g e r: „An hiesiger Uni-



versität hält dieses Sommersemester Herr Prof. Exner eine 2 stündige Vorlesung über: „Die Ursachen des Verbrechens (Grundzüge der Kriminalsoziologie)“, ferner Herr Prof. Wilbrandt eine 3 stündige Vorlesung über: „Philosophie und Soziologie der Wirtschaft“; ich halte ein 2 stündiges Praktikum über „Soziologie des Geldes“. Im nächsten Semester werde ich, zum ersten Male an hiesiger Universität, eine besondere Vorlesung über Gesellschaftslehre halten für Hörer aller Fakultäten und vorerst nur 2 stündig.“

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität hat Professor Dr. Othmar Spann, wie er uns schreibt, einen Lehrauftrag für eine 4 stündige Vorlesung über allgemeine Gesellschaftslehre in jedem Studienjahr. Diese wurde zum erstenmal im Wintersemester 1919/20 abgehalten (unter dem Namen „Allgemeine Gesellschaftslehre“, damals 3 stündig). Im Sommersemester 1920 hielt Professor Spann eine soziologische Vorlesung über „Abbruch und Neubau der Gesellschaft (zugleich eine Darstellung und Kritik des Sozialismus)“ im Ausmaß von zwei Wochenstunden. Außerdem pflegt an derselben Fakultät Privatdozent Dr. Max Adler Vorlesungen über Sonderprobleme der Gesellschaftslehre zu halten. Im Sommersemester 1921 fanden insgesamt folgende gesellschaftswissenschaftliche Veranstaltungen statt:

Professor Spann las 4 stündig „Gesellschaftslehre“ und hielt 2 stündige „Gesellschaftswissenschaftliche Übungen (Seminar) für Vorgeschriftene“ ab. Privatdozent Adler hatte zwei Vorlesungen angekündigt: „Einführung in den Sozialismus“ und „Besprechung ausgewählter soziologischer Schriften“, beide 2 stündig.

Professor Jerusalem schreibt uns von seiner Absicht, im Wintersemester 1921/22 philosophisch-soziologische Übungen zu veranstalten.

Aus Dresden, Leipzig und Prag wurde uns von Plänen zur Ausgestaltung der Soziologie als Lehrfach berichtet. Doch ist es wohl noch nicht an der Zeit, darüber Näheres zu veröffentlichen. L. v. W.

Aus fremdsprachigen Zeitschriften.

(Übersicht über den Inhalt der mit unseren Heften ausgetauschten Fachzeitschriften.)

The American Journal of Sociology (Chicago):

Band XXVI, Nr. 4, Januar 1921:

a) Aufsätze: Park, Sociology and the Social Sciences. — Bodenhafer, The Comparative Rôle of the Group Concept in Ward's Dynamic Sociology and Contemporary American Sociology (Fortsetzung aus vorausgehenden Heften). — Steiner, Jesse: Education for Social Work. — b) News and Notes. (Darin u. a. Mitteilungen über die Am. Sociological Society, über eine neue Zeitschrift „Indian Journal of Sociology“ und über amerikanische Universitäten.) — c) Reviews. (Darunter z. B. Schwiedlands Anzeige von Mitscherlichs „Nationalismus Westeuropas“.) — d) Recent Literature.

Band XXVI, Nr. 5, März 1921:

a) Aufsätze: Stewart, Some Ambiguities in „Democracy“. — Donald, Public Service through Chambers of Commerce. — Thompson, The Aftermath of the Black Death and the Aftermath of the Great War. — Beatty, A Normal-School Course in Sociology Introductory to Work in the Social Studies. — Dowd, Industrial Democracy. — Bodenhafer, Fortsetzung von Heft 4. — Steiner, Fortsetzung von Heft 4. — b) News and Notes. (Darunter Mitteilungen über den zweiten internationalen Kongreß über Eugenik im September 1921.) — c) Reviews. (Darunter eingehende Besprechung von Spenglers „Untergang des Abendlandes“ durch Small. — d) Recent Literature.

Band XXVI, Nr. 6, Mai 1921:

a) Aufsätze: Usher, Justice and Poverty. — Trimble, The Social Philosophy of the Loco-Foco Democracy. — Bodenhafer, Fortsetzung. — Steiner, Fortsetzung. — b) Student's Dissertations in Sociology. — c) News and Notes. — d) Reviews. — e) Recent Literature.

Band XXVII, Nr. 1 (Juli 1921):



a) Aufsätze: Park, *Sociology and the Social Sciences* (Fortsetzung aus XXVI, 4). — Boodin, *The Law of Social Participation*. — Laughlin, *The Socially Inadequate: How shall we designate and sort them?* — Schlesinger, *The Significance of Immigration in American History*. — b) News and Notes. — c) Reviews: Eingeleitet durch eine ausführliche Anzeige der „Kölner Vierteljahrshefte“ durch Small. — d) Recent Literature.

Revue de l'Institut de Sociologie (Brüssel):

1. Jahrgang, Band II, Nr. 1 (Januar 1921): a) Aufsätze: Ferrière, *Sociologie et éducation*. — Verlaine, *Le mécanisme de l'hérédité*. — Hostelet, *Vers le productivisme*. — b) Chronique du Mouvement scientifique (Warnotte). (Wie in jedem Heft sehr zahlreiche Bücherbesprechungen aus allen Gebieten der Sozialwissenschaften [außerdem Notizen].)

1. Jahrgang, Band II, Nr. 2 (März 1921): a) Aufsätze: Bouglé, *Valeurs économiques et valeurs idéales*. — Levi, *Le parti socialiste italien*. — Verlaine, Fortsetzung von Heft 1. — Chlepner, *Le nouveau régime fiscal de l'Allemagne*. — b) Miscellanées: Antonopoulo, *Notes sur la protection légale du travail des femmes*. — c) Warnotte, *Chronique* (wie zu Heft 1).

1. Jahrgang, Band II, Nr. 3 (Mai 1921): a) Aufsätze: Lescure, *Les conséquences sociales de la baisse des prix*. — Chlepner, Fortsetzung. — Michels, *Quelques traits de la sociologie de Paris*. — b) Warnotte, *Chronique* (wie zu Heft 1).

2. Jahrgang, Band I, Nr. 1, Juli 1921: a) Aufsätze: Charmont, *Le fondement de l'ordre collectif*. — Joteyko, *La productivité et la durée du travail*. — Ansiaux, *Le phénomène de l'intérêt et son explication*. — de Leener, *Notes sur les parts de profits et des salaires dans l'industrie belge*. — b) Warnotte, *Chronique* (wie zu Heft 1).

2. Jahrgang, Band I, Nr. 2, Sep-

tember 1921: a) Aufsätze: Villey, *La crise du salariat et les remèdes proposés*. — van Gennep, *Classe rurale, noblesse et nationalité*. — Rignano, *Une lacune comblée dans la science économique*. — b) Miscellanées: Levi, *Ardigò*. — c) Warnotte, *Chronique* (wie zu Heft 1).

Revue Internationale de Sociologie (Paris):

29. Jahrgang, Nr. 1 und 2 (Januar und Februar 1921): a) Aufsätze: Poincaré, *Les origines de la guerre: la France et l'Allemagne après 1870*. (Einer der Vorträge, die der ehemalige Präsident der Republik über dieses Thema gehalten hat.) — Kurnatowski, *La Pologne et la France*. — Worms, *Pour le vingt-cinquième anniversaire de la Société de sociologie de Paris*. — b) Notes: de Callias, *En traversant l'Europe centrale*. — Société de Sociologie de Paris (Sitzungsberichte). — c) *Revue des Livres*. — d) *Chronique*.

29. Jahrgang, Nr. 3 und 4 (März, April 1921): a) Aufsätze: Chauffard, *Doléances* (Ein Zwiegespräch.) — van Gennep, *l'État actuel du problème totémique*. — b) Notes: de Callias, Fortsetzung. — Société de Sociologie de Paris. — c) *Revue des Livres et des Périodiques*. — d) *Chronique* (mit einem Nachruf für Carl Menger).

29. Jahrgang, Nr. 5 und 6 (Mai, Juni 1921): a) Aufsätze: Blaha, *La Sociologie tchèque contemporaine*. — Le Conte, *Les Mennonites et leurs migrations*. — Société de Sociologie de Paris. — *Revue des Livres*. — *Chronique*.

Rivista Italiana di Sociologia (Rom).

24. Jahrgang, Heft 1 (Januar bis März 1920): a) Aufsätze: M. Ricca-Barberis, *Il carattere sociale della legislazione civile di guerra*. — Niceforo, *Preliminari ad uno studio quantitativo della civiltà e del progresso*. — b) *Rassegna delle pubblicazioni*. — c) *Notizie*.

24. Jahrgang, Heft 2 (April-Juni 1920): a) Aufsätze: Gaigano, La Smobilitazione legislativa. — Corso, Proverbi giuridici abissini. — Niceforo: Fortsetzung. — b) Rassegne analitiche: Graziani, Problemi economici del dopo guerra. (Besprechung des Keyneschen Werkes.) — c) Rassegna delle pubblicazioni. — d) Notizie.

24. Jahrgang, Heft 3 (Juli-Sept. 1920): a) Aufsätze: Altavilla, La Simulazione della pazzia. — Brichetti, La natura originaria della famiglia romana nella tradizione giuridica italiana. — La Sorsa, Il lavatore pugliese. Note di sociologia e di folklore. — b) Rassegne analitiche: Maroi, Moderni lineamenti del diritto matrimoniale svizzero. — c) Rassegna delle pubblicazioni. — d) Notizie. —

24. Jahrgang, Heft 4 (Oktober-Dezember 1920): a) Aufsätze: Limentani, Roberto Ardigò. — G. Paul-Boncour, L'adattamento sociale degli anormali psichici. — Sensini, Le equazioni dell'equilibrio economico-finanziario. — b) Rassegna delle Pubblicazioni.

The Sociological Review  
(London):

Band XIII, Nr. 1 (Januar 1921): a) Aufsätze und kurze Artikel: A New Year's Message: Earth, Hell and the Third Alternative. — The Engineer in Sociology: 1. Enoch, Suggestions towards a Regional and Rational basis of Corporate Life. — 2. Major Douglas: The Mecha-

nism of Consumer-control. — 3. Polakov: The Coal Question. — Saleeby, Let there be Light. — Mrs. Branford, Theology and Sociology. — Diseases of Community and their Treatment. — On the Parallelism of the Life-Process, the Mental Process and the Social Process. — Herbertson, Leplay and Social Science (Fortsetzung, Kap. IV). — b) Reviews. — c) Notes and News.

Band XIII, Nr. 2 (April 1921): a) Aufsätze und kurze Artikel: Sir John Macdonell and the Study of Civics. — Swinny, The Sociological Schools of Comte and Leplay. — Dawson, On the Development of Sociology in Relation to the Theory of Progress. — Brock, Medical Theory and the Zeitgeist. — Stolberg, The Social Evil. — Farquharson, Geography and Civics. — Proceedings of the Society. — Enoch, Letter to the Editor. — b) Reviews. (U. a. Anzeige von Miss Folletts viel beachtetem Buche „The New State“). — c) Notes and News.

Band XIII, Nr. 3 (Juli 1921): a) Aufsätze und kurze Artikel: Hobhouse, Democracy and Civilization. — Branford, Every Man his own Sociologist. — Barnes, American Psychology. — John Ross: Rural Finance. — b) Reviews. (u. a. bespricht Swinny die 2. Auflage von Worms, Philosophie des sciences sociales III, und Mumford Mc Dougalls „Group mind“.) — c) Notes usw. L. v. W.

Die für die soziologischen Hefte dieser Zeitschrift bestimmten Beiträge sowie alle sie betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu adressieren: An die Redaktion der soziologischen Hefte der Kölner Vierteljahrshefte für Sozialwissenschaften, Köln, Universität, Claudiusstraße 1, oder an den Redakteur persönlich.

Redaktion: Prof. Dr. Leopold v. Wiese, Köln, Universität, Claudiusstraße 1.